

Monatshefte für deutschen Unterricht

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XXXII

October, 1940

Number 6

PRÄHISTORISCHE RASSENKUNDE UND GERMANISCHE RELIGIONSGESCHICHTE¹

ERNST A. PHILIPPSON

University of Michigan

Seit dem Beginn unseres Jahrhunderts ist die Vorgeschichte des skandinavischen Nordens und Deutschlands, ein jüngeres Vorwerk der Germanistik, auch für die altgermanische Religionsgeschichte von Bedeutung.² Wachsende Aufmerksamkeit wandte sich den Grabdenkmälern der Vorzeit zu, den schwedischen Felszeichnungen, den Zufallsfunden an Kultobjekten und der systematischen Spatenarbeit auf prähistorischen Wohnplätzen. Mit den so gewonnenen Erkenntnissen hoffte man zu einer allerersten Schicht religiöser Vorstellungen vorzudringen und von da aus entwicklungsgeschichtliche Linien bis zur historischen Zeit zu ziehen. Denn der Beginn der historischen Zeit lässt bei der vielfältigen Gliederung und Überlagerung der religiösen Einzeltatsachen das Anfänglich-Einfache und Allgemeine bereits vermissen.

Oscar Montelius³ hatte für Schweden, Sophus Müller⁴ für Dänemark das damals bekannte in Betracht kommende Material bereitgestellt. Für Deutschland legte Friedrich Kauffmann⁵ in seiner großen Altertumskunde die Fundamente seiner künftigen, leider nicht vollendeten deutschen Religionsgeschichte. Als erster Religionshistoriker der Germanen zog Karl Helm⁶ (1913) mit Benutzung der Werke von Montelius, Müller u. a. planmäßig die Prähistorie als Vortakt zur Historie in den Bereich seiner Darstellung und suchte wie diese Forscher aus Hünengräbern, Steinkisten, Brandgräbern hauptsächlich den Seelenglauben und seine Wandlungen abzulesen und religionsgeschichtlich einzuordnen.

Seitdem hat der großartige Fortschritt der nordischen Vorgeschichtsforschung — in Verbindung mit neuen Funden — unseren Gesichtskreis erheblich erweitert (allerdings auch die sich bekämpfenden Gelehrtenschulen vermehrt), und eine andere Hilfswissenschaft hat sich noch vor die archäologische Prähistorie geschoben: die anthropologische Prähistorie oder prähistorische Rassenkunde.

Der Werdegang und die Ergebnisse dieser letzteren Problem- und Stofferweiterung sollen uns hier beschäftigen.

Über die Zusammenhänge zwischen Rasse und Religion sind freilich die Ansichten sehr geteilt.⁷ Während die hergebrachte Meinung historische und gesellschaftliche, auch wirtschaftliche Tatsachen zur Erklärung be-

stimmter Charakterzüge einer zu untersuchenden Religion für ausreichend hielt, wird heute vielfach behauptet, jede Rasse habe ihre besondere ‚Rasseseele‘, mithin auch eine ‚arteigene Religion‘. Von diesem Standpunkt aus gehört die Erforschung des rassischen Fundamentes einer Religion zu den allernotwendigsten Vorbedingungen jeder wissenschaftlichen Arbeit.

Solange man das Dogma (dieser weltanschauliche Ausdruck ist hier mehr am Platze als die farblosen ‚Hypothese‘ oder ‚Theorie‘) von der alleinigen Herkunft des germanischen Urvolkes aus der sogenannten ‚nordischen‘ Rasse glaubt vertreten zu können – wobei auch die Identität von ‚nordischer‘ Rasse und indogermanischem Urvolk vorausgesetzt wird –, ist die Sachlage natürlich einfach: die germanische Religion ist dann ‚arisch‘. Sowie aber Zweifel an der absoluten Reinrassigkeit der Frühgermanen auftauchen, ist zum mindesten die Möglichkeit einer Religionsmischung, einer Mischreligion von dem Rassentheoretiker zu erwägen, und der gegenüber allen Rasselehren skeptische Forscher muß die Möglichkeit einer Völker- und Kulturmischung erst recht in Betracht ziehen.

I

Der tatsächliche Befund an Skelettresten der jüngeren skandinavischen Steinzeit bewies der ersten Forschergeneration des 19. Jhs. schon eindeutig das Vorkommen von Kurzköpfen neben sogenannten ‚nordischen‘ Langköpfen; dasselbe gilt für die Bronzezeit, die Eisenzeit und die historische skandinavische Bevölkerung bis auf den heutigen Tag.

Allerdings bestand kein Zwang, daraus auf eine spätere Einwanderung der einen oder anderen Rasse zu schließen, denn ein Blick auf die verschiedenen Kulturstufen des Nordens zeigte, daß Übergangsformen der Kultur überall anzutreffen sind, beim Übergang von der Kulturstufe des

¹ Vortrag gehalten im Journal Club der Deutschen Abteilung der Universität Michigan, Mai 1939.

² E. A. Philippson, „Neuere Forschung auf dem Gebiet der Germanischen Mythologie“, *Germ. Review*, XI (1936), 4-19, bes. 8 f.; Jan de Vries, *Altgermanische Religionsgeschichte* (Paul’s Grundriß der Germanischen Philologie, XII, 1), I, Berlin und Leipzig, 1935, 94-156.

³ O. Montelius, *Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit*, Berlin, 1885. Vor ihm wirkte in Schweden Sven Nilsson (1787-1883).

⁴ S. Müller, *Nordische Altertumskunde*, 2 Bde., Straßburg, 1897-1898. Vorgänger waren Chr. J. Thomsen (1788-1865), der Begründer des Dreistufensystems der Prähistorie (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit) und J. J. A. Worsaae (1821-1885).

⁵ F. Kauffmann, *Deutsche Altertumskunde*, I, München, 1913; II, München, 1923.

⁶ K. Helm, *Altgermanische Religionsgeschichte*, I, Heidelberg, 1913.

⁷ Vgl. allgemein die kritischen Bücher: Franz Boas, *Kultur und Rasse*, Leipzig, 1914; 2. Aufl., 1922; Friedr. Hertz, *Rasse und Kultur*, 3. Aufl., Leipzig, 1925; P. W. Schmidt, *Rasse und Volk*, München, 1927 (vom kath. Standpunkt). Speziell: Chr. M. Schröder, *Rasse und Religion. Eine rassen- und religionswissenschaftliche Untersuchung*, München, 1937. (Das sehr umfassende Buch kommt zu einem negativen Gesamtergebnis. Leider ist die Darstellung der germanischen Religion unzureichend.) Ein Teilgebiet behandelt in positiver Grundhaltung Max Semper, *Rassen und Religionen im alten Vorderasien*, Heidelberg, 1930. Ganz auf dem Boden der Rassenideologie steht J. W. Hauer, z. B. in: „Die vergleichende Religionsgeschichte und das Indogermanenproblem“, *H. Hirt - Festschrift ‚Germanen und Indogermanen‘*, I, Heidelberg, 1936, 177-202.

Fischers und Jägers zu der des Ackerbauers, von der Steinzeit zur Bronzezeit, von der Bronzezeit zur Eisenzeit, und daß die gelegentliche Annahme von aufeinanderfolgenden Invasionen neuer Kulturträger ein vielleicht vorschneller Schluß älterer Gelehrter war.

Diese Beobachtung und die Tatsache, daß die heutige skandinavische Bevölkerung anthropologisch ganz ähnlich zusammengesetzt ist wie die prähistorische Bevölkerung, was die Statistik der Langköpfe und Kurzköpfe angeht, veranlaßte deshalb R. Virchow⁸ zu folgern, daß die nordischen Völker wahrscheinlich in ungestörter Entwicklung von dem Steinzeitvolk abstammen, wobei der höhere Anteil der Dänen an den Kurzköpfen der Steinzeit sich in der heutigen Bevölkerung ebenso zeige wie der höhere Anteil Schwedens an den Langköpfen.

Da nun auch zu viele archäologische Gründe gegen eine Masseneinwanderung zur Bronzezeit oder Eisenzeit sprechen, wären, wenn die Theorie von der Kontinuität richtig ist, die Steinzeitleute des Nordens die direkten Vorfahren der Germanen, alle nordischen Gräber, Grabfunde u. dgl. gehörten dann in die germanische Religionsgeschichte.

Doch schon das ziemlich begrenzte Schädelmaterial, das Virchow untersuchte, gab zu weiteren Fragen Anlaß. Abgesehen davon, daß die Steinzeitschädel größere individuelle Differenzen haben als die von ihm untersuchten aus späteren Zeiten (das Material ist für diese aber beschränkt durch den jüngeren Brauch der Leichenverbrennung; die Knochenteile der bronzezeitlichen Sargbestattungen sind gleichfalls vernichtet), zeigte sich außerdem in Dänemark bei den Steinzeitgräbern eine geographische Verteilung der Schädelverhältnisse, die ein bestimmtes Urteil verboten, ob sämtliche Schädel der dänischen Steinzeit einem Volke angehört haben oder mehreren. Weiter beobachtete Virchow bereits, daß die ausgesprochen langschädeligen Menschen der Bronzezeit den Eindruck einer ‚zarten Entwicklung‘ machten.

Es ist nun interessant zu sehen, wie die beiden exakten Feststellungen Virchows 1) über die wahrscheinlich in konstanter Mischung seit der jüngeren Steinzeit fortlebende nordische Bevölkerung und 2) über die in der jüngeren Steinzeit wenigstens in Dänemark feststellbare Diskrepanz des Schädelmaterials zu den widersprechendsten Theorien ausgebaut worden sind. Die einen hörten nur auf den Satz von der ungestörten Entwicklung der nordischen Völker seit der Steinzeit und nahmen dafür die Kurzsädel in Kauf, die andern aber mühten sich gerade um das Rätsel der skandinavischen Kurzsädel, die sie mit ihrem Begriff der nordischen Rasse nicht in Einklang bringen konnten.

Die Primitivität der, wie es schien, allerfrühesten Besiedelungsstufe des Nordens in der ‚K(j)ökkenmöddinger- oder Muschelhaufenzei‘ beindruckte einige Forscher, die der nordischen Rasse eine beträchtliche

⁸ R. Virchow, „Die altnordischen Schädel zu Kopenhagen“, *Archiv für Anthropologie*, IV (1870), 55-92. Heute wäre zu berücksichtigen: G. Retzius, *Crania Suecica Antiqua*, Stockholm, 1900 (117 Schädel), und G. Retzius und C. M. Fürst, *Anthropologia Suecica*, Stockholm, 1902.

Kulturhöhe zuordneten, so sehr, daß sie eine Verbindung dieser sogenannten ‚höheren Sammler‘ der Muschelhaufen mit der prähistorischen ‚nordischen‘ Bevölkerung nicht zugeben mochten. Die Schlußfolgerung lag nahe, daß die Urbevölkerung für das Vorkommen der Kurzsädel verantwortlich zu machen sei; die ‚Arier‘ hätten dieses Volk dann unterworfen. Als typisch möchte ich Axel Olrik⁹ zitieren, der die Schilderung des Knechtes in der *Rigspula* (der Knecht ist schwarz und hat ein garstiges Gesicht) auf diese breitgesichtige, kurzköpfige Rasse bezieht; eine nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik der Knechtsrasse im Vergleich mit der Langsädelrasse folgt, wahrscheinlich im Anschluß an den Anthropologen Arbo, von dem auch weitverbreitete Rassenkunden von heute ihre Weisheit bezogen haben.¹⁰

Sven Nilsson hatte wohl als erster die ältesten Schädel der Steinzeit einer grönlandischen Rasse zugeschrieben (1835), dann aber seine frühere Ansicht zurückgenommen und die mehr brachycephalen als den Lappenschädeln ähnlich erklärt (1868). Auch O. Montelius¹¹ hat auf die Ähnlichkeit einiger Schädel mit Lappenschädeln hingewiesen, während schon Virchow nach Messungen an Lappen- und Finnenschädeln dem widersprochen hat. (Die Lappen klassifiziert man heute als mongolid oder auch als proto-alpin, die Finnen als ostbaltische Rundköpfe.)

G. Retzius¹² meinte, der Langsädeltypus finde sich besonders in den großen Steinräubern. Die kurzsädelige Rasse (möglicherweise eine von mehreren älteren Rassen) sei wohl länger im Lande als die Steinräberrasse.

Vollkommen willkürlich hat sich nun später Gustaf Kossinna,¹³ der in Deutschland als Autorität galt, diese Dinge zurechtgelegt: ein kurzköpfiges ‚urfinnisches‘ Kökkenmöddinger-Volk sei aus Nordfrankreich und Belgien nach Nordeuropa vorgedrungen und habe sich dann über Nordrußland, Nordasien bis nach Nordjapan (Ainus) verbreitet. Die ‚Urfinnen‘ werden als gebleicht (blond, blauäugig), hochgewachsen, natürlich kurzköpfig beschrieben. Die Sprachverwandtschaft der finnisch-ugrischen Völker mit den Indogermanen erkläre sich nicht aus der Nachbarschaft der Urvölker in Asien, wie die Anhänger der Hypothese von der asiatischen Indogermanenheimat meinten, sondern aus der Nachbarschaft im jungpaläolithischen Frankreich, wo Nachkommen der Crô-Magnon-Leute (Kossinna’s

⁹ A. Olrik, *Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit*, übertragen von W. Ranisch, 2. Aufl., Heidelberg, 1925, bes. S. 8 ff.

¹⁰ Carl Oscar Eugen Arbo (1837-1906), Verfasser mehrerer Schriften. Auf Arbo stützen sich z. B. die Charakteristiken bei Hans K. F. Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, 13. Aufl., München, 1929. Fast wörtlich dasselbe bei G. Kossinna, *Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*, I. (*Irminsul*, Bd. I), Berlin-Lichterfelde, 1927, 126 f. Andere Vorgänger in der Überbewertung der nordischen Rasse sind bekanntlich Graf Gobineau und Houston Stewart Chamberlain.

¹¹ O. Montelius, *a. a. O.*, S. 36.

¹² G. Retzius, *a. a. O.*

¹³ G. Kossinna, „Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen“, *Mannus*, I (1909), 17 ff. Abänderungen seiner Theorie enthält das spätere Buch: *Die Herkunft der Germanen, Zur Methode der Siedlungsarchäologie* (Mannusbibliothek, 6), Würzburg, 1912.

,Urindogermanen‘) mit Nachkommen einer anderen, vielleicht der Neandertal-Rasse¹³ (also mit Kossinna’s ‚Urfinnen‘) die Jagdgründe teilten. Später seien dann die langköpfigen Indogermanen in das Gebiet der ‚arktischen Kultur‘ der nordwärts gewanderten Urfinnen gedrungen und hätten sich diese unterworfen. Das Eroberervolk habe aber seine Rasse wunderbar rein erhalten, wie die Körperperformen der ‚Nordindogermanen‘ bewiesen, die später nach Mittel- und Südeuropa ausgewandert seien (Kelten, Illyrier, Italiker, Griechen). — Zwei Jahre darauf gab Kossinna aber die Kökkenmöddinger den Nordindogermanen zurück und bezeichnete nur noch die vorhergehende Ancylus-Zeit als ‚urfinnisch‘.

Man weiß nicht, was an diesen Konstruktionen kühner ist, die linguistischen oder die anthropologischen Behauptungen. Es gibt wohl keinen Philologen, der die ersteren ernst nehmen könnte. Die anthropologischen sind aber schon deshalb haltlos, weil 1) alle ganzen Neandertalschädel (ca. 30,000 v. Chr.) langköpfig sind,¹⁴ 2) die Verbindung der Neandertalrasse mit rezenten Menschen höchst fraglich und unwahrscheinlich ist. Der Bleichungsprozeß bei Kossinna’s kurzköpfigen Urfinnen ist natürlich ganz unbeweisbar; niemand weiß, wie die Kurzköpfe der Steinzeit ausgesehen haben, aber die heutigen Kurzsädel sind dunkel. Und die Zuordnung der Kurzköpfe zu der Urrasse ist nichts als eine Arbeitshypothese. Ein so gewissenhafter Gelehrter wie Sophus Müller hat sich denn auch sehr anders ausgesprochen:¹⁵ er behielt sich ausdrücklich eine Entscheidung vor, denn eine ‚Rassenmischung‘ könnte ja schon in der Zeit vor der Besiedelung des Nordens vor sich gegangen sein, „eine Möglichkeit, die nicht außer Acht gelassen werden darf, da schon in der paläolithischen und noch mehr in der neolithischen Zeit fast überall in Europa Mischungen von stark verschiedenen Rassen nachgewiesen werden können“.¹⁶

Vorsicht in Bezug auf die Zuteilung der Kökkenmöddinger an eine besondere Kurzkopfrasse war umso mehr angebracht, als man in den Abfallhaufen noch gar keine intakten Schädel gefunden hatte, die man hätte messen können. Nach unserer heutigen Kenntnis haben außerdem eigentliche Finnen niemals in Skandinavien gelebt.

Überhaupt wissen wir etwas besser Bescheid über diese damals unbekannte Größe, die rassische Beschaffenheit der allerersten Besiedler des Nordens: Obwohl das Mesolithikum Nordeuropas mit der ‚nordeurasischen Knochenkultur‘ zusammenhängt und aus Nordasien einen sibiriden (lappischen) Bevölkerungsanteil bezogen haben könnte, spricht doch alles dafür, daß die Menschen dieser Zeit aus Zentraleuropa gekommen sind. Das als zur 2. (Kiefern-) Periode der Ancyluszeit (Beginn ungefähr 7,000 v. Chr.) gehörig erkannte Schädelmaterial, das also in die Zeit zurückgeht, als die Ostsee noch ein Binnenmeer war, ist ausgesprochen langsschädelig.

¹⁴ O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, Wien, 1931, S. 576.

¹⁵ S. Müller, *a. a. O.*, I, 209.

¹⁶ Ganz ähnlich auch K. Helm, „Die Heimat der Indogermanen und Germanen“, *Hessische Blätter für Volkskunde*, IV (1905), 39 ff., bes. 56.

lig,¹⁷ und die Skelettstücke der Extremitäten lassen auf eine erhebliche Größe dieser Menschen schließen. Die darauf folgende älteste Litorinazeit (Beginn um 5,000 oder 4,500 v. Chr.), der die älteren Kjökkemöddinger angehören, weist ebenfalls nur Langköpfe auf.¹⁸ Infolgedessen hat Montelius¹⁹ diese Urskandinavier mit einer alteuropäischen Langkopfrasse verbunden, und zwar mit der Crô-Magnon-Rasse (*homo priscus*, langköpfig, aber breitgesichtig mit beinahe rechteckigen Augenhöhlen, seit 10,000 v. Chr.), die Kossinna sicherlich mit Unrecht für seine Urindogermanen in Anspruch genommen hatte. Abweichend möchte E. Werth²⁰ diese Urskandinavier eher mit der noch älteren Aurignac- oder Brünnrasse (*homo mediterraneus var. fossilis*, langköpfig, langgesichtig, 20,000 v. Chr.) verbinden. Andere Anhänger einer nordischen Urheimat der Indogermanen wollen die Vorläufer der echten nordischen Rasse mit der Chancelade-Rasse zusammenbringen.²¹ Aber alle diese Stammbäume sind unsicher oder geradezu falsch, selbst wenn sie immer wieder in populären Rassebüchern aufgetischt werden,²² und nur Montelius' Ansicht hat, wie wir noch sehen werden, einen gewissen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit, obwohl die Zuordnung eines Schädeldaches ohne Gesicht und Unterkiefer zu einer bestimmten Langkopfrasse meist unmöglich ist (wie bei dem Schädel von Staangenäs, Bohuslän, ca. 6,000 v. Chr.). Jedenfalls haben die Langschädel-funde aus so früher Zeit die verschiedenen Kontinuitätstheorien sehr gestützt und ihre Ausdehnung auf die ältere nordische Steinzeit schien gerechtfertigt, besonders in den Augen der Verfechter der nordischen Urheimat aller ('nordischen') Indogermanen.²³

¹⁷ Auch Britannia hat im Palaeolithicum und im ersten Abschnitt des Neolithicum nur Langschädel, vgl. H. J. Fleure, *The Races of England and Wales*, London, 1923, S. 37 f. Daß die allerälteste Kulturstufe des Nordens, die noch vor der Kiefernperiode der Avcyluszeit liegt (sog. Lyngby-Kultur, nördl. Jütland, Espenperiode), Kurzköpfen zuzuschreiben sei (mit Ahnen aus dem letzten Interglazial), ist eine Behauptung G. Ekholms, gegen die sich O. Reche, *Rasse und Heimat der Indogermanen*, München, 1936, wohl mit Recht wendet. G. Ekholm, Art. „Nordischer Kreis“ bei Ebert, *Reallexikon der Vorgeschichte*, IX, 9 ff. bes. 56, rechnet dann auch mit Lyngby-Kurzköpfen als Bestandteil der Avcylusbevölkerung, bestreitet aber die Existenz einer asiatischen Komponente (a. a. O., 20), während O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, Wien, 1931, „Sibiriden“ als Träger der nordeurasischen Knochenkultur des Miolithikums betrachtet (a. a. O., S. 227 ff. über „Maglemose“, 238, 584 f.); die Schädelfunde sprechen jedoch gegen diese Theorie. — G. Kossinna, *Ursprung und Verbreitung der Germanen* etc., II, 129 ff. nimmt eine Reihe von Funden (Dobbertin u. a.) für Kurzköpfe in Anspruch, ohne daß Schädel gefunden wären!

¹⁸ O. Reche, Art. „Kjökkemöddinger-Bevölkerung“, bei Ebert, *Reall. VII*, 14.

¹⁹ O. Montelius, *Ant. Tidskrift*, XX (1918), 6.

²⁰ E. Werth, *Der fossile Mensch*, 3 Bde., Berlin, 1921-1928, S. 332 ff.

²¹ Hans F. K. Günther, *Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes*, 3. Aufl., München, 1935, S. 101; O. Reche, *Rasse und Heimat der Indogermanen*, München, 1936, S. 121 f., 130; Auch O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, S. 581 f.

²² E. Freiherr von Eickstedt, *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*, Stuttgart, 1934. Der Menschentypus „Chancelade“ ist eindeutig eskimoid oder mindestens eskimiform (S. 427 f.), und die Aurignac-Rasse ist überhaupt keine Nordform (S. 421) und zeigt zweifellos eine große Ähnlichkeit mit den rezenten Australiern (S. 423, 563). Vielleicht darf man Aurignac jetzt mit dem Skelett von Oldoway (Ostafrika) verbinden. Vgl. C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 3. Aufl., 1935, S. 315 f.

²³ Vgl. T. E. Karsten, *Die Germanen* (Paul's Grundriß der Germanischen Philologie, IX), Berlin und Leipzig, 1928, S. 41. Von älteren Autoren nenne ich: Karl

Der Zuwachs der Bevölkerung durch Einwanderung einzelner Horden fremder Abstammung wird dabei nicht ausgeschlossen, um das Vorkommen der Kurzköpfe, zumal in abgegrenzten Fundorten, zu erklären.²⁴ Besonders das um 4,000 v. Chr. stattfindende Eindringen der ‚alpinen‘, d. h. kurzköpfigen pflanzerischen Pfahlbauern aus Vorderasien läßt sich in ganz Europa nachweisen und, da seither auch überall Mischungen von Langköpfen und Kurzköpfen zu beobachten sind, dürften auch gemischte Horden in den Norden eingewandert sein.²⁵ Wir werden sehen, daß wirklich solche Invasionen von Kulturträgern nachgewiesen sind, allerdings alle in der Steinzeit, sodaß die Kontinuitätstheorie wenigstens teilweise aufrecht erhalten werden kann. Wenn die Kurzköpfe, ungemischt oder zusammen mit Langköpfen, nun eine pflanzerische Kultur nach dem Norden brachten, müßte der Religionshistoriker diese Kulturwelle für etwaige Elemente einer Ackerbaureligion verantwortlich machen: die Kossinnsche ‚Unterrasse‘ erscheint also in ganz anderem Lichte. Die rassischen Verhältnisse der nordischen Steinzeit — das sei nur vorläufig angedeutet — sind aber noch weit verwickelter, als die Erforschung des Kurzschädelproblems ahnen liess. (Auch das Eindringen der Lappen hat die Situation später noch mehr kompliziert.)

II

Als die Religionsgeschichte sich zum ersten Male mit dem hier vorliegenden Problem befaßte, waren weder die Funde noch die Ansichten hinreichend klar, um eine eindeutige Stellungnahme von Außenseitern zu ermöglichen.

Friedrich Kauffmann, der aus linguistischen Gründen geneigt ist, die Aufspaltung der Indogermanen ihrer Durchsetzung mit fremdem Volksstum zuzuschreiben, glaubt auch bei den Germanen eine ethnische Mischung indogermanischer Einwanderer mit ureuropäischen Präneolithikern (Ligurern? Kvænen, d. h. Lappen, Finnen?) annehmen zu müssen.²⁶ Ein lebendiger Zeuge für diesen Vorgang ist ihm der spezifisch germanische Wortschatz, soweit er nicht indogermanischer Herkunft ist. „Aber es ist

Penka, *Origines Ariacae*, Wien, 1883; ders., *Die Herkunft der Arier*, Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker, Wien, 1886; Georges Vacher de Lapouge, *L'Aryen, Son rôle social*, Paris, 1899; Mathäus Much, *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung*, Berlin, 1902, 2. Aufl. 1904; Ludwig Wilser, *Herkunft und Urgeschichte der Arier*, Heidelberg, 1899; ders., *Deutsche Vorzeit, Einführung in die germanische Altertumskunde*, Steglitz, 1918. Von neueren Autoren bes.: N. Åberg, *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit*, Uppsala, 1918; G. Ekholm, Art. „Nordischer Kreis“ bei Ebert, *Reall.*, IX, 6-109; O. Reche, *Rasse und Heimat der Indogermanen*, München, 1936.

²⁴ O. Montelius, „Om vaara förfadars invandring till Norden,“ *Nordisk Tidskrift*, VII (1884), 21-36; N. Åberg, a. a. O., S. 135.

²⁵ E. Frhr. von Eickstedt, a. a. O., S. 440 (Das alpine Vorsickern gegen Norden). Zeitgenössische Rassepolitiker machen sich das Problem zu leicht, wenn sie erklären, alle Urindogermanen bzw. Urgermanen seien trotzdem unvermischt Nordiker gewesen, wenn man nur die Volksgenossen rechne. Sklaven und Freigelassene zählten nicht, auch nicht ihre Schädel; vgl. H. K. F. Günther, *Herkunft und Rassengeschichte der Germanen*, München, 1935, S. 45; O. Reche, *Rasse und Heimat etc.*, S. 88-93, 100 ff.

²⁶ F. Kauffmann, a. a. O., I, 48 f., 64 ff., bes. 67.

nicht einmal bloß der Wortschatz, der zu solchen Schlußfolgerungen nötigt. Die Ursprache der Germanen weist auch in ihrem Lautbestand die auffallendsten Neuerungen auf. Es wirkten in ihr von den konstitutiven Faktoren der übrigen idg. Sprachen ganz verschiedene Triebkräfte. Sie stellen sich am anschaulichsten in der großen Umwälzung dar, die man germanische Lautverschiebung zu nennen pflegt.“ Es ist selbstverständlich, daß Kauffmann nach den Folgen der ethnischen Mischung auch in der Wesensart der Germanen, in ihrer Kultur und in ihrer Religion, hätte suchen müssen, aber seine offensichtliche Unsicherheit über das anzunehmende Substrat würde ihm wohl allzu bestimmte Formulierungen unmöglich gemacht haben.

Karl Helm ist dagegen Anhänger einer Kontinuitätstheorie, die er im Sinne des Anthropogeographen Friedrich Ratzel in einer besonderen Abhandlung eingehend begründet hat.²⁷ Die Skandinavier der älteren Periode werden als die direkten Vorfahren der Germanen angesprochen, in Übereinstimmung mit dem vorgetragenen Gedanken, „daß man angesichts der zahllosen beglaubigten Fälle von kultureller Übertragung allen Versuchen, stein- und bronzezeitliche Gegenstände ethnographisch zu verwerten, vorläufig äußerste Skepsis entgegenbringen muß.“²⁸ Wie sich ergibt, meint er nicht nur Gegenstände, sondern überhaupt Kulturgüter und Kulturerungenschaften, ja selbst die indogermanische Sprache. (Und in der Tat bezeichnet z. B. die Einführung des Ackerbaus, für sich genommen, noch keinen Kulturumbruch, der nur durch Invasion erklärt werden kann, sondern es ist mehr eine langandauernde Differenzierung der Kulturformen, neben der die Jäger- und Fischerzivilisation noch eine Zeitlang einhergeht.²⁹)

In der religionsgeschichtlichen Interpretation schließt Helm sich weitgehend den Ansichten S. Müllers an, wie sie besonders in dessen *Nordischer Altertumskunde* vorlagen. In Ermangelung von anderen Funden aus der Steinzeit beschränkt er sich notgedrungen auf den Totenkult, entwirft mit dessen Hilfe aber ein in sich geschlossenes Bild von der Entwicklung der Seelenvorstellung.³⁰

In der K ö k k e n m ö d d i n g e r z e i t ist das fast völlige Fehlen von Skeletten wohl so zu verstehen, daß diese Zeit eine Konservierung der Leichen nicht kannte, daß also die ohne Schutz in oder bei den Abfallhaufen abgelegte Leiche der völligen Auflösung ausgesetzt war. Religionsgeschichtlich ist dies aber nicht als absoluter Mangel an irgend einer Seelenvorstellung zu deuten. Da die wenigen gefundenen Schädel in kleine

²⁷ K. Helm, *Altgerm. Religionsgeschichte*, I, 129, Anm. 15; vorher ders., „Die Heimat der Indogermanen und Germanen“, *Hessische Blätter für Volkskunde*, IV (1905), 39-71.

²⁸ Ders., *Altgerm. Religionsgeschichte*, I, 128, Anm. 12.

²⁹ Periode der sog. Wohnplatzkultur mit primitiver Keramik, vgl. G. Ekholm bei Ebert, *Reall.*, IX, 26 f.

³⁰ K. Helm, *Altgerm. Religionsgeschichte*, I, 132 ff. — Für ein Teilgebiet der Prähistorie und ein Teilproblem, die Totenfurcht, sei hier verwiesen auf F. Rud. Lehmann, „Die Religionsgeschichte des Paläolithikums und die Völkerkunde“, *Archiv für Religionswiss.*, XXXV (1938), 288-306.

Teile zerbrochen sind, die eine Rekonstruktion so schwierig machen, ist mit Sicherheit anzunehmen, der Tote wurde als gefährlich angesehn, und durch die radikale Zerstörung des Kopfes sollte ein Wiederkommen verhindert werden. Das Zerbrechen des Schädels läßt sogar auf den Glauben an eine sogenannte ‚Organseele‘, die an den Kopf gebunden ist, schließen, also auf einen ziemlich fortgeschrittenen Seelenglauben.

Auf diese rohe Stufe (5,000-3,000 v. Chr.) folgen die Dolmen (3,000-2,500 v. Chr.), zunächst die kleinen runden aus Findlingsblöcken für einen einzigen Toten, dann die Langgräber mit aufrechtstehenden Trägern an den Längsseiten und Eingangsöffnung. Die Großdolmen folgen, gewöhnlich mit drei Decksteinen. Schließlich kommen die polygonalen Dolmen, aus denen sich das Ganggrab mit kurzem oder langem Gang entwickelt (2,500-2,000 v. Chr.). Hier haben wir nunmehr einen ausgebildeten Totenkult vor uns, der die Toten schützen und ehren soll. ‚Ahnenkult‘ wäre eine noch bessere Bezeichnung, denn der Zusammenhang der Sippe, der lebenden und der toten Angehörigen, ist wohl der Sinn; die großen Anlagen sind Familiengräber, die bei Todesfällen geöffnet werden und die vielen Generationen dienen. Daß Grabbeigaben mitgegeben werden, versteht sich bei der großen Mühe um die Erhaltung der Toten von selber. Der Seelenglaube dieser Zeit ist wohl mit Recht von Helm als Glaube an das Nachleben der Seele im Leichnam charakterisiert worden, wobei die Schutzbauten unter Umständen auch die Aufgabe hatten, ‚gefährliche Tote‘ einzukerkern. Den Brauch, diese Bauten zu errichten, muß man von Kulturen ableiten, in denen die Lebenden Steinwohnungen hatten, d. h. jedenfalls nicht aus dem germanischen Norden.³¹ (Der Ausgangspunkt ist vielmehr der Orient mit seinen großen Grabbauten, die sich über Nordafrika nach Westeuropa verbreiteten.³²) Im ganzen macht die Ganggräberkultur einen aristokratischen Eindruck, da wohl nicht jeder Verstorbene Anspruch auf Beisetzung in einer solchen Gruft hatte, sondern nur der Angehörige einer reichen und starken Sippe. Die Grabbeigaben aber sind meist bürgerlich und nicht kriegerisch. Die Waffenausrüstung der männlichen Toten beschränkt sich auf ein Beil und eine Speerspitze.

Eine wesentliche Änderung der Bestattungssitte ist in der nächstfolgenden Periode die Anlage von kleineren Steinkisten anstelle der großen Steinkammern.³³ Da die Steinkiste ein Sippengrab bleibt, gibt es als Erklärung – immer nach Müller und Helm – nur die Annahme einer Änderung im Seelenglauben: die Steinkammer sollte den Toten für dauernd beherbergen; die Steinkiste bietet dem Körper noch einen Schutz, die Seele aber wird nicht mehr an den Leib gebunden gedacht und deutlicher als bisher für eine Reise ins Jenseits ausgestattet, u. a. auch durch reichlichere Waffenbeigaben.

³¹ K. Helm, *a. a. O.*, I, 139.

³² O. Montelius, *Der Orient und Europa*, I, Stockholm, 1899; S. Müller, *a. a. O.*, I, 55 ff. Ganz abweichend C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 2. Aufl., Berlin und Leipzig, 1926; 3. Aufl., Berlin und Leipzig, 1935, der einen westlichen Ursprung der Megalithkultur vertritt; die griechischen Kuppelgräber seien Nachahmungen westeuropäischer Anlagen (*a. a. O.*, 3. Aufl., S. 260).

Das Einzelgrab³⁴ vollends bezeichnet eine weitere Spiritualisierung. Die Anlage der Steinkiste war umständlich für die Lebenden, aber nach dem neuen Glauben nun auch unnütz für das Wohlbefinden der Toten. Ein weiterer Schritt führt deshalb zur Leichenverbrennung: man hilft der Seele durch die radikale Vernichtung des Körpers zur Beschleunigung der Fahrt ins Totenreich.³⁵ Helm sieht allerdings hinter beiden Änderungen auch das Motiv der Furcht vor den Toten: durch das Einzelgrab wurde der Kontakt mit den Toten des Sippengrabes vermieden, durch die Verbrennung der Tote sofort unschädlich gemacht.³⁶

Die Ausbreitung des Verbrennungsritus erfolgt nach Helm mit elementarer Gewalt bei allen indogermanischen Völkern; bei den Germanen jedenfalls ist der Übergang nicht spontan, sondern klarlich unter fremden Einflüssen aus Mitteldeutschland, „deren Wege im einzelnen zwar nicht feststellbar sind, die aber doch im allgemeinen auf den Osten zu weisen scheinen . . .“³⁷

III

In den letzten 25 Jahren hat der Fortschritt der Vorgeschichtswissenschaft die geschilderten Abschnitte in der Entwicklung des Seelenglaubens in dreifacher Weise deutlicher charakterisieren können: einmal in kulturgeschichtlicher Hinsicht, zweitens in anthropologischer und drittens in archäologischer.

Die Zeit des Übergangs von der Jäger- und Fischerzivilisation zum primitiven Ackerbau unterscheidet sich doch wesentlich von der hochentwickelten Ackerbaukultur, die von Mesopotamien aus vordringt und über Westeuropa schließlich die jüngere Steinzeit des Nordens erreicht. Im Zuge dieser Hochkultur erfolgt die Einführung oder mindestens die Ausbreitung der Haustiere. Wir finden Gefäßformen, die auf West- und Südeuropa weisen, und Linearornamentik der gleichen Herkunft, weiter die Schleiftechnik an spitznackigen, dann dünnackigen Feuersteinäxten, vor allem die großen Dolmen und Ganggräber, deren Zusammenhang mit Westeuropa (mit Frankreich, England, Irland und den Iberern) deutlicher wurde.

Infolgedessen hat der Begriff ‚Megalithgräbervolk‘, der anfangs nur ein chronologischer Hilfsbegriff war, immer mehr Farbe bekommen und bezeichnet jetzt allgemein eine bestimmte Kulturstufe der jüngeren Steinzeit in Skandinavien und Norddeutschland,³⁸ die sich auch von der nächsten Stufe und ihrem Träger, dem ‚Einzelgräbervolk‘, in einer ganzen Reihe von wichtigen kulturellen Einzelheiten unterscheidet. Die wach-

³³ K. Helm, *a. a. O.*, I, 143 ff. J. de Vries, *Altgerm. Religionsgeschichte*, I, 102 f. versucht eine soziologische Erklärung: die alten Hünengräber sind gefüllt, die großen Geschlechter haben sich gelockert, die Mittel sind bescheidener geworden.

³⁴ K. Helm, *a. a. O.*, I, 145 f.

³⁵ S. Müller, *a. a. O.*, I, 360 ff., bes. 369.

³⁶ K. Helm, *a. a. O.*, I, 152.

³⁷ K. Helm, *a. a. O.*, I, 153 f.

³⁸ Karte der Verbreitung der älteren Megalithgräber nach O. Almgren bei Ebert, *Reall.*, IX, Tafel 56.

sende Sicherheit der Archäologen in der Datierung und Periodisierung der Kulturgüter hat viel dazu beigetragen, daß diese Begriffe keine Abstrakta geblieben sind. Und je greifbarer diese Völker wurden, umso geneigter wurde man, die alten Invasionstheorien wieder aufzunehmen. Die Durchsetzung des langschädeligen Muschelhaufenvolkes mit den Trägern der Megalithkultur aus dem Westen Europas wäre die erste große Invasion, die den ausgebildeten Ackerbau nach dem Norden gebracht hätte³⁹ (die Megalithleute hatten Langschädel, der Prozentsatz an Kurzschädeln ist aber relativ hoch⁴⁰). Dieses Megalithgräbervolk unterlag dann aber später den Einzelgräberleuten, die außer dem Einzelgrab vor allem durch die Streitaxt und das Pferd charakterisiert sind und deshalb beim Vergleich mit dem seßhaften friedlichen Bauernvolk, das sie vorfanden, als kriegerische Nomaden erscheinen. Auch sie waren Langschädel (mit einer Beimischung von Kurzschädeln), sie sind identisch mit den feiner gebauten Typen, die Virchow beobachtet hatte, sie waren wahrscheinlich die ersten Indogermanen, die über Mitteldeutschland nach dem Norden vordrangen (den Beginn der Indogermanisierung Europas setzt man jetzt in das ausgehende 3. Jahrtausend v. Chr.).⁴¹

Neben den Kurzschädeln sind also mindestens zwei, vielleicht drei, Langschädelvölker zu unterscheiden. Über die erste nordische Langschädelrasse der Anciauszeit und der Kokkenmöddingerzeit ist man sich wegen des fragmentarischen Zustandes der gefundenen Schädel nicht einig, die einen verbinden sie mit den Megalithleuten, andere sehen in ihnen schon Vorläufer der nordischen Rasse im engeren Sinne.⁴² Das Megalithvolk und das Einzelgräbervolk aber glauben die Anthropologen in zwei Untergruppen der heutigen blonden Bevölkerung Nordeuropas wiederzufinden: das erste in der sogenannten dalischen (Paudler), dalonordischen (v. Eickstedt) oder fälischen (Günther) Rasse, die größer gewachsen ist und ein sehr breites Gesicht hat (Typus Hindenburg); die zweite in der eigentlichen nordischen oder teutonordischen (v. Eickstedt) Rasse.⁴³ Als Grundrasse der dalischen Form hat ihr Entdecker F. Paudler einen nördlichen

³⁹ Daß die Träger der Megalithkultur tatsächlich wanderten, zeigt E. Wahle, *Deutsche Vorzeit*, Leipzig, 1932, S. 48, 50, 52.

⁴⁰ Zahlen über das Vorkommen von Kurzschädeln in Megalithgräbern bei Ebert, *Reall.*, IX, 54: in Dänemark 47 Dolichokephale, 69 Mesokephale, 42 Brachykephale.

⁴¹ Das schwerwiegendste Wort sprach zunächst wieder Sophus Müller: 1913 trennte er ganz entschieden die Megalithkultur als westeuropäisch von der sog. Bootaxt- oder Streitaxtkultur des Einzelgrabvolkes. Vgl. S. Müller, „Sønderjyllands Stenalder“, *Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie*, III. Række, 3. Bind (1913), 169-322, bes. 229 ff., 254 ff., 317 ff. C. A. Nordman, „Studier öfver Ganggriftkulturen i Danmark“, *Aarbøger*, 1917, 221-325, bes. 296 ff.; E. Wahle, *Deutsche Vorzeit*, Leipzig, 1932, 68 ff., 73 ff.; H. Seger, „Vorgeschichtsforschung und Indogermanenproblem“, H. Hirt - *Festschrift „Germanen und Indogermanen“*, I, Heidelberg, 1936, 1-40, bes. 10 ff.

⁴² E. Frhr. v. Eickstedt, *a. a. O.*, S. 448.

⁴³ F. Paudler, „Cro-Magnon-Studien“, *Anthropos*, XII/XIII (1917-1918), 641-694; ders., *Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten, Ein neues Bild vom heutigen und urzeitlichen Europa*, Heidelberg, 1924; E. Frhr. v. Eickstedt, *a. a. O.*, S. 354 f.; H. F. K. Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, 13. Aufl., München, 1929.

Zweig der alten Crô-Magnon-Rasse bestimmt, die ja schon früher in verschiedenen Theorien für die Besiedlung des Nordens herangezogen worden war. Die teutonordische Form unterscheidet sich von der Crô-Magnon-Rasse so durchgehend, daß eine biologische Umformung der Cromagniden nicht angenommen werden darf. Es handelt sich vielmehr um eine neue rassische Welle, die, von Vorläufern abgesehen, sich hauptsächlich in dem von Mitteleuropa ausgehenden Einbruch der Einzelgräberleute in das Megalithgebiet manifestiert. Die Mischung beider Rassen ergibt dann das Volk und die Kultur der Germanen.

Nach dieser Ansicht sind die in den Norden einwandernden Indogermanen, der zweite Elternteil der späteren Germanen, nur ein Zweig der mitteleuropäischen Indogermanen, nicht etwa — mit Kossinna zu reden — die (Nord-) Indogermanen, und sie sind wahrscheinlich schon dialektisch von den nächstbenachbarten Indogermanen geschieden gewesen. Die angenommene Vermischung mit den Crô-Magnon-Leuten hat den Anstoß zu den linguistischen Theorien von Hermann Güntert ⁴⁴ gegeben, der nach Kauffmanns Vorgang die europäischen Ursprachen für die tiefgreifenden Neuerungen des Germanischen, wie die Anfangsbetonung, den Silbenschwund und die (erste) Lautverschiebung, verantwortlich machen möchte. Natürlich kennen wir den Bau der Sprache des Megalithvolkes nicht, und alles darüber Auszusagende muß im Reich der Vermutungen bleiben; allenfalls liesse sich eine Feststellung alteuropäischen Wortmaterials zu Vergleichszwecken ermöglichen. Die archäologischen Unterschiede zwischen den beiden Elternrassen der Germanen sind jedenfalls greifbarer, insbesondere seit auch die Geschichte ihres Aufeinanderstoßens aufgehellt werden konnte.

Die sogenannte Megalithkultur umfaßte ein ziemlich großes Gebiet Norddeutschlands. Charakteristisch germanische Leitfunde wie das Griffzungenschwert aber sind auf ein wesentlich kleineres Gebiet im Norden beschränkt, ein Beweis, daß diese Kulturen nicht von identischen Völkern getragen werden.⁴⁵ Man kann aber aus den Formen der Steingräber noch mehr ablesen. Die primitivsten Dolmen, schmale Grabkisten aus Findlingen für einen Toten finden sich häufig in Schleswig-Holstein. Von dort wurde diese Form nach Mecklenburg und Vorpommern getragen, wo es zur Ausbildung der Großdolmen von Mannesbreite kommt und nach dem Emsland, wo sich sogar Ganggräber finden; der skandinavische Norden hat die bekannten Ganggräber von ausgesprochen nordischer Form ausgebildet. Schleswig-Holstein hat aber an all diesem keinen Anteil mehr: hier gibt es plötzlich Einzelgräber, die auch das Innere und den Westen Jütlands einnehmen. Der Grund kann nach dem Gesamtbefund nur sein,

⁴⁴ H. Güntert, *Der Ursprung der Germanen, Kultur und Sprache*, 9, Heidelberg, 1934.

⁴⁵ Kartenskizzen 256/257 bei Ernst Sprockhoff, „Zur Entstehung der Germanen“ in: H. Hirt — Festschrift „Germanen und Indogermanen“, I, Heidelberg, 1936, 255-274. Dasselbst weiteres über die Einwanderung der Einzelgräberleute nach Müller, Nordman und anderen und über den Verschmelzungsprozeß unter Vorherrschaft der kriegerischen Einzelgräberleute (bes. 267). Vgl. aber G. Ekholm bei Ebert, *Reall.*, IX, 46 ff.

daß die Megalithkultur durch ein Fremdvolk unterbrochen wurde, daß die Megalithbauern selber nach Ost und West verdrängt wurden und Schleswig-Holstein und Westjütland räumten — nicht etwa ‚germanische Expansion‘ nach Westen und Osten.⁴⁶

Der Zusammenstoß der beiden Kulturen war offenbar kriegerisch: die Bauern mußten den Eroberern weichen. Bei der späteren Verschmelzung zu einem einzigen Volk, die im übrigen Norden dann stattfand, dominierten äußerlich die Eroberer. Die neuen Grabsitten, die Hockerlage und die Mitgabe kostbarer Waffen (bes. in der ‚germanischen‘ Bronzezeit), sind die Erbschaft der kriegerischen, nicht der bäuerlichen Komponente in dem neuen Volk. Auch die Keramik der älteren Bronzezeit ist eine Fortsetzung der Einzelgräber —, nicht der Megalithgräberware.

Die Einzelgräberleute, die zwar auch den Ackerbau kennen, aber in erster Linie Viehzüchter sind, hatten ihren unmittelbaren Ausgangspunkt in Mitteldeutschland, innerhalb der schnurkeramischen Kultur Thüringens,⁴⁷ die einem Langschädelvolk gehörte.⁴⁸ Sie führen, wie schon gesagt, eine besondere Streitaxt, die plötzlich auf einem riesigen Verbreitungsgebiet zwischen Irland und dem Kaukasus, dem Nordfuße der Alpen und Mittelschweden gefunden wird. Ihren Weg nach dem Norden können wir längs des Elbelaufs verfolgen. Mit der Streitaxt aber taucht auch das gezähmte Pferd auf, das bis dahin an der Ostsee und in Mitteleuropa unbekannt war⁴⁹ und das bei der schnellen Ausbreitung der Streitaxtleute eine wesentliche Hilfe bedeutete.⁵⁰ Die Streitaxt selber ist sicherlich die Nachahmung einer Metallaxt, darauf weisen die sorgfältig ausgearbeiteten Gußnähte an den Steinäxten; sie stammt demnach aus einer Kultur, die den Metallguß schon kannte.⁵¹ Ebenso hat die Schnurkeramik, obwohl sie

⁴⁶ N. Åberg, *a. a. O.*, S. 128.

⁴⁷ Dieses Gebiet erkannte auch G. Kossinna, „Der Ursprung“ etc., *Mannus*, I (1909), 50, als eine Art Urheimat seiner allerdings viel früher nordwärtsstrebenden Centum-Indogermanen an; seine Leitform war dabei das spitznackige Beil, das zugleich die Anfänge des Ackerhackbaus und der Viehzucht bezeichnet, das sich aber von der Kernaxt der Kökkenmöddinger nur durch den Schliff unterscheidet und von dieser direkt abgeleitet werden kann. Vgl. G. Ekholm bei Ebert, *Reall.*, IX, 34. — C. Schuchhardt nimmt wenigstens eine zweite Zuwanderung aus dem schnurkeramischen Thüringen in die für ihn schon ‚germanische‘ Steingräberkultur der Crô-Magnon-Formen an: *Alteuropa*, 2. Aufl., Berlin und Leipzig, 1926, S. 137, 279 ff., 3. Aufl., 1935, S. 155, 319. Neuestens ders., „Die ersten Indogermanen, Herkunft und Entwicklung“, *Sitzungsberichte der Preuß. Akad. der Wiss.*, 1938, Nr. XIX.

⁴⁸ Die Reinrassigkeit dieser Schnurkeramiker ist aber auch schon gestört, da Otto Reche, *a. a. O.*, S. 105 ff., von breiteren Gesichtern, in einem Fall sogar von Kurzschädeln aus dem Reg.-Bez. Merseburg berichten muß.

⁴⁹ G. Kossinna, *Die deutsche Vorgeschichte*, 2. Aufl. 1914, S. 16, verlegte die Zähmung des Wildpferdes nach Nordeuropa. Die Tatsachen sprechen dagegen; zugeben ist nur das Vorkommen des Pferdes im Norden (Fund von Ullstorp in Schonen: Pferdeschädel, 2200 v. Chr.?).

⁵⁰ O. Rydbeck, „Aktuelle Steinzeitprobleme“, *Meddelanden fr. Lunds Universitets hist. Museum*, 1934, S. 77-98; J. E. Forssander, *Die schwedische Bootaxtkultur und ihre kontinental-europäischen Voraussetzungen*, Lund, 1933, S. 210 ff., 212 (Pferdeskelette in Hockerstellung (!) auf dem Grabfelde bei Zlota).

⁵¹ J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 202, 205 f.; V. Gordon Childe, *The Dawn of European Civilization*, New edition, New York, 1939, S. 144 f.

in Thüringen eine gewisse Vollendung erreicht, eine längere Vorgeschichte.⁵² Sowie die Streitaxtleute historisch greifbar werden, haben wir Centum-Indogermanen vor uns, die wir also als Gesamtheit nach dem Ausgangspunkt des Pferdes, der Streitaxt, der Schnurkeramik und der Einzelgrabsitte zurückversetzen müssen.

Als die einzige mögliche Gegend, die diesen archäologischen Ansprüchen genügen würde, erweist sich nun das südrussische Gebiet der sogenannten Ockergrabkultur am Dnjepr und Don (besonders westlich des Dnjepr und östlich des Don).⁵³ Die Grabanlagen dieses sonst namenlosen Volkes zeigen örtliche und auch zeitliche Verschiedenheiten: die ältesten Gräber sind einfache Schachtgräber; darauf folgen im Don-Bassin Katakombengräber, im Westen Steinkisten; später werden Holzgrabbauten üblich. Aber der Tote ist fast ausnahmslos in hockender Stellung bestattet und mit einer Schicht roten Farbstoffs (Ocker, Eisenoxyd) bedeckt, der sich nach der Auflösung der Weichteile mit den Knochen verbunden hat. Dieser Brauch lässt sich als Ausstrahlung bis in die Elbe-Saale-Region und bis nach Norddeutschland (über Polen) verfolgen.⁵⁴

Die eigentliche Ockergrabkultur gehört ‚armen Leuten‘, Nomaden mit Steppenkultur, und die Grabbeigaben sind bescheiden. Nur die südlicher siedelnden Stämme im Kuban- und Terek-Gebiet und am Rande des Kaukasus (Großkurgan von Maikop, Königsgrab, spätestens 2500 v. Chr., wahrscheinlicher etwa 3000-2800 v. Chr.)⁵⁵ entwickeln in Abhängigkeit von der orientalischen Stadtkultur eine ungemein reiche Kupferzeit, die mit der viel jüngeren unter denselben Einflüssen stehenden Zivilisation

⁵² I. Borkovskyj, „Snurova keramika na Ukraine“, *Obzor Praehistoricky*, IX, Praha, 1931, S. 56 ff. (nicht eingesehen); V. G. Childe, „The Forest Cultures of Northern Europe, A Study in Evolution and Diffusion“, *Journal of the Royal Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland*, 56 (1931), 325-348; G. Rosenberg, *Kulturströmungen in Europa zur Steinzeit*, Kopenhagen, 1931.

⁵³ Max Ebert, *Südrussland im Altertum*, Bücherei der Kultur und Geschichte Bd. 12, Bonn und Leipzig, 1921, S. 38 ff.; A. M. Tallgren, Art. „Südrussland, C. Bronzezeit“ bei Ebert, *Reall.*, XIII, S. 50-52; V. Gordon Childe, *The Dawn of European Civilization*, 1939, S. 144 ff.; J. L. Myres, „The Ethnology, Habitat, Linguistic and Common Culture of Indo-Europeans up to the Time of the Migrations“, in *European Civilization, Its Origin and Development*, I, Oxford and London, 1934, 179-244, bes. 229 ff.

⁵⁴ V. G. Childe, *The Dawn etc.*, S. 146 verweist auf *Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder*, XXIV (1936), 71. — Ockerrote Skelette bei Charlottenhöhe, Kr. Prenzlau: Mannus II, (1910), 80 (Kossinna); A. Götze, „Neolithische Gräber bei Poserna, Kreis Weißenfels“, *Prähistor. Zeitschrift*, I (1909), 188 ff. (Holzgrabbauten, Ockerspuren).

⁵⁵ A. M. Tallgren, Art. „Maikop“, bei Ebert, *Reall.*, VII, 347 f.; M. Rostovzev, *L'Âge du Cuivre dans le Caucase Septentrional*, *Revue Archéologique*, 1920, 1-37; M. Ebert, *Südrussland etc.*, S. 47 ff.; M. Rostovtzeff, *Iranians and Greeks in South Russia*, Oxford, 1922, S. 17 ff. — Die Datierung der Maikop-Kultur hat geschwankt (Farmakovskij: 1500 v. Chr.; Tallgren, *a. a. O.*: 2000; später 1700-1500 (vgl. M. Rostovtzeff, *The Animal Style in South Russia and China*, Princeton, 1929, S. 37, Anm. 3); Ebert, *a. a. O.*: 2200; Rostovtzeff, *a. a. O.*, S. 22: 3. Jahrtausend; J. L. Myres, *a. a. O.*, S. 229: 2500 (Hinweis auf ähnliche sumerische Metallarbeiten), 233 (Ausgrabungen von Kisch u. a. sumerischen Städten); Chr. M. Schröder, *Rasse und Religion*, München, 1937, S. 87: etwa 3000-2800). Eine wachsende Hinneigung zu einem früheren Datum ist unverkennbar und nach Lage der Dinge sicher gerechtfertigt. Die Tatsache, daß die Ockergrabkultur in der Ukraine die Tripoljekultur ablöst, heißt ja nicht, daß sie überhaupt jünger als diese ist, sondern nur in dieser Gegend ‚neuer‘.

der Hethiter manche Ähnlichkeiten hat und deshalb wohl nach ihrer Entdeckung viel zu spät datiert wurde. Ihre Könige beherrschten jedenfalls die Pässe nach dem Süden, der Wiege der Zivilisation im Zweistromland und in Elam. Ein uns noch unbekanntes Zentrum der Metallkultur mag zwischen Akkad-Sumer und dem nördlichen Kaukasusvorland vermittelt haben.⁵⁶ Unzweifelhaft stammt das wichtigste Merkmal für den Archäologen, die kupferne *Streitaxt*, aus diesen vorderasiatischen Kontakten. Die Tatsache, daß eine Metallform in Stein nachgeahmt wurde, erklärt übrigens zur Genüge die mehr oder minder große Verschiedenheit der späteren Steinformen auf dem erwähnten weiten Verbreitungsgebiet, eine Verschiedenheit, die es unmöglich machte, alle Spielarten auf ein bestimmtes Vorbild in ältesten Fundschichten zurückzuführen:⁵⁷ die frühesten jüdischen Formen z. B. sind von hoher Vollendung, aber auch von weitgehender Spezialisierung.⁵⁸ Die Schwierigkeit wird behoben durch die Annahme, daß in mehreren Gebieten unabhängig voneinander Kopien der Metallaxt hergestellt wurden, mit wechselndem Geschick und mit wechselndem Erfolg.

Anders steht es mit dem Ursprung der *Schnurkeramik*, die ein weiteres Kennzeichen der Ockergrabkultur bildet. Neueste Forschung nimmt hier eine zweifache Wurzel an:⁵⁹ einerseits die Fadenornamentik von Oussatowa bei Odessa, die auch auf die ukrainische Schnurkeramik, ja vielleicht auf das Nordeuropa der Megalithzeit direkt gewirkt haben könnte und für die der bewickelte Faden und die zweifädige Schnur charakteristisch sind; andererseits eine südrussische Ornamentik mit geometrischen Mustern, die mit Muschelschalen hergestellt wurden. Sowie nun die Winkelmuster in die Fadenornamentik aufgenommen waren — und das geschah am unteren Dnjepr und Don —, haben wir den Prototyp für die gesamte Schnurkeramik Europas vor uns: die westukrainische Schnurkeramik, die polnische Ornamentik von Zlota (Kreis Sandomierz, Wojewodschaft Kielce), die schlesische, die thüringische, schließlich die jüdische Schnurornamentik.

Unter den Beweisstücken für den südrussischen Ursprung der Streitaxt- und Schnurkeramikkultur spielt auch eine besondere keramische Leitform, die *Kugelamphore*, eine Rolle: die Schnurkeramik findet sich

⁵⁶ M. Rostovzev, „L'Âge du Cuivre“, *a. a. O.*, S. 36; J. L. Myres, *a. a. O.*, S. 232.

⁵⁷ Siehe Anm. 51, bes. J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 201 f.; J. L. Myres, *a. a. O.*, S. 233 f. Selbst das Wort für ‚Beil‘ ist orientalisch: Babylonisch-assyrisch *pilakku* ist Quelle von griech. *πελεκυς*, ai. *paraśus*, ahd. *bibal*, vgl. C. Karstien, *Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung* 65 (1938), 154-161.

⁵⁸ Die Bootaxt ist eine besonders schöne Vervollkommnung der gewöhnlichen ‚jütländischen‘ Streitaxt; sie erobert sich später ein großes Stück Norddeutschlands, aber wohl als Importware, nicht — wie man früher meinte — im Zuge der (idg.) Expansion. Vgl. J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 29 ff., 202 ff.; G. Ekholm, Art. „Bootaxt“ bei Ebert, *Reall.*, II, 112-113; Tafel 55. Karte der Verbreitung der Bootäxte und verwandten Typen nach Äyräpää-Tallgren in H. Hirt-Festschrift ‚Germanen und Indogermanen‘, I, 17, Abb. 3; nach N. Aberg bei Ebert, *Reall.*, IX, Tafel 93.

⁵⁹ Siehe Anm. 52 und bes. G. Rosenberg, *a. a. O.*, S. 11 (Fund von Oussatowa bei Odessa), 24, 42 (Fadenkeramik), 56 (Schalenornamentik), 87 ff., 165 ff.; J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 165 f.

vorzugsweise an Gefäßen dieser Art.⁶⁰ Die südlichsten Exemplare entstammen Katakombengräbern Südrusslands, aber es bestehen mannigfache Beziehungen zu nördlichen Gegenden, in denen sich diese Leitform findet. Der Katakombengrabtypus tritt z. B. zusammen mit der Kugelamphore in der Zlotakultur Polens auf (neben Bodengräbern), aber auch in Thüringen.⁶¹ Umstritten ist die Herleitung eines anderen Grabtypus, der Steinkistengräber, die zum Teil aus Südrussland über Podolien, Ostgalizien, Wolhynien bis nach Kujawien und Mittel- und Norddeutschland zu verfolgen sind,⁶² aber auch, wie früher ausgeführt, zum Teil als vereinfachte Abart der Megalithgräber Westeuropas aufgefaßt werden müssen, wie die Beigaben beweisen. Da indessen die osteuropäische Form schlechtdings nicht von der jüngeren nordischen Steinkiste abhängig sein kann und durch die Leitform der Kugelamphore ihre Verbreitung nach Westen gesichert erscheint, dürfte die auffällige Übereinstimmung mit der westeuropäischen Steinkiste wohl auf eine gemeinsame mittelmeerische Abstammung hindeuten; das gilt wohl auch für das merkwürdige Giebelloch (Seelenloch) dieser Grabform. Zusammen mit der Rotocker- und Hockerbestattung in flachen Schachtgräbern und einer bootförmigen Streitaxt beherrscht die Kugelamphore weiterhin die Funde der Fatjanowokultur im mittleren Rußland (Gouvernements Jaroslaw, Wladimir, Nischnij-Nowgorod, Twer und Orel).⁶³

Die unmittelbaren Nachbarn der Ockergrableute, die Bauern der Schwarzen Erde (Tripolje-Kultur mit bemalter Bandkeramik in den Gouvernements Podolien, Kiew, Tschernigow) spürten ebenfalls den Druck von Osten und unterlagen offenbar, nach den Funden zu urteilen, einer Invasion der Nomaden.⁶⁴

⁶⁰ J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 172 ff.; J. L. Myres, *a. a. O.*, S. 235.

⁶¹ J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 165; J. Kostrzewski, Art. „Zlota (Polen)“ bei Ebert, *Reall.*, XIV, 542 f.; A. Nehring, „Studien zur indogermanischen Kultur und Urheimat“, in: *Die Indogermanen- und Germanenfrage, Neue Wege zu ihrer Lösung* (Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, hsg. v. Wilh. Koppers, IV), Salzburg und Leipzig, 1936, S. 48.

⁶² J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 160 f., 164, 174; V. Gordon Childe, *The Dawn of European Civilization*, London, 1927, S. 234; 2. Aufl. (1939), S. 168. Vgl. aber C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 3. Aufl., 141 ff.

⁶³ Max Ebert, *Südrussland im Altertum*, S. 49; A. M. Tallgren, Art. „Fatjanovo“ bei Ebert, *Reall.*, III, 192; „Fatjanovo-Kultur“, ebda. 192-193. J. E. Forssander, *a. a. O.*, S. 174.

⁶⁴ Über die Tripoljekultur vgl. E. von Stern, Art. „Südrussland, B. Neolithikum“ bei Ebert, *Reall.*, XIII, S. 34-50 (1929); Max Ebert, *Südrussland im Altertum*, S. 28 ff. Ebert hieß die Tripoljekultur für indogermanisch in Übereinstimmung mit seiner These, daß die ganze Bandkeramik indogermanisch gewesen sei. Deren Beurteilung hat sehr geschwankt. G. Kossinna, „Der Ursprung etc.“, *Mannus*, I, 225-245, hatte in den Bandkeramikern (Spiral- und Mäandermuster) der Donauländer die Vorfahren der Sater-Indogermanen gesehn, gab aber später den idg. Charakter der Bandkeramik auf (*Ursprung und Verbreitung der Germanen etc.*, *Irminsul* I, 280). (Dieselbe Arbeit erschien als *Mannus-Bibliothek*, Bd. 6a, Leipzig 1928, 2. Aufl., 1934.) Andere halten an ihrem Indogermanentum fest, z. B. N. Åberg, *Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie*, Stockholm 1936; O. Reche, *Rasse und Heimat der Indogermanen*, München, 1936; C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 2. Aufl., S. 281 (Bandkeramiker = Kelten); 3. Aufl., S. 321 (Bandkeramiker = Illyrier); A. Nehring, *a. a. O.*, S. 60-63. Nehring hat merkwürdigerweise gerade die Tripoljekultur als Keimzelle des idg. Volkstums

Zusammenfassend darf man wohl sagen, daß aus dem südrussischen Kernland der Ockergrableute mehrere, vielleicht auch zeitlich abgestufte, Vorstöße nach Norden und Westen zu beobachten sind, durch welche das gezähmte Pferd, die vorderasiatische Streitaxt, die südrussische Schnurverzierung, die Kugelamphore und unterschiedliche südrussische Grabriten verbreitet wurden.⁶⁵

Die Annahme nun, daß die Träger dieser so eindeutig charakterisierten und so nachhaltig wirkenden Kultur spurlos in der Steppe verschwunden seien, wie allen Ernstes von Max Ebert behauptet worden ist, erledigt sich nach dem Gesagten von selbst.⁶⁶ Der weitere Verbleib dieser Nomaden ist aber auch nur solchen Forschern zweifelhaft, die an die nordeuropäische Heimat der Indogermanen glauben und alle die auffallenden Über-einstimmungen zwischen der nordischen und der Steppenkultur am Dnjep auf Ausstrahlungen vom Norden oder bestenfalls Kulturaustausch zurückführen möchten.⁶⁷

Nach Darlegung der archäologischen Beweise befragen wir deshalb den anthropologischen Befund. Es ergibt sich mit wünschenswerter Deutlichkeit eine außerordentlich hohe Zahl der Langschädel in den südrussischen Ockergräbern, die selbst von den Gegnern der südrussischen Heimat als nordische Ausstrahlung zugegeben wird.⁶⁸ Myres sagt angesprochen, in der sich Teutonordiker aus Asien mit einer ansässigen Bevölkerung vermischt hätten. Nach seiner Ansicht sind die Ockergrableute wie die Schnurkeramiker Mitteleuropas nicht die Träger des indogermanischen Volkstums, weil ihr Auftreten zu spät erfolgt, obwohl beide Kulturen sonstigen theoretischen Anforderungen genügen würden und vielleicht zum selben asiatischen Völkerkreis gehörten (Beziehung zur Hirtenkultur Asiens und Ausbildung der eigenen Kultur in Südrussland). „Die indogermanische Völkereinheit kann sich nicht am Ende, sondern nur spätestens am Anfang des Neolithikums gebildet haben“ (a. a. O., S. 219). – Die Tripoljekultur ist aber zum Teil eine Ausstrahlung des bandkeramischen Kulturkreises der Donauländer. Eroberungszüge der Bandkeramiker in den eigentlichen Norden, die die Indogermanisierung erklären würden, sind unbekannt, während die Züge der Schnurkeramiker sich deutlich nachweisen lassen. – Übrigens zeigt im gleichen Bande Wolfgang Amschler, „Die ältesten Funde des Hauspferdes“, daß das Hauspferd in der (bäuerlichen) Tripoljekultur gar keine Rolle spielte (a. a. O., S. 505). Dies Argument wird auch bei O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, S. 554 ff. betont. Eine spätere Indogermanisierung der Bandkeramiker soll nicht abgestritten werden, bringen sie doch wohl das Indogermanentum in die mediterrane Welt (Aberg). – Über die Invasion der Ockergräberkultur in die Tripoljekultur vgl. Ebert, a. a. O., S. 54.

⁶⁵ Karte dieser Vorgänge bei J. L. Myres, „The Ethnology“ etc., a. a. O., S. 157.

⁶⁶ M. Ebert, *Südrussland im Altertum*, S. 59.

⁶⁷ M. Ebert, a. a. O., S. 42; O. Reche bei Ebert, *Reall.*, IX, 157. C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 3. Aufl., S. 181 f. leitet die südrussische Schnurkeramik von der thüringischen ab (vgl. auch S. 313). Im gleichen Sinne äußert sich O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, S. 454 (Streitaxt), 459 f. (Steinkiste), 555 (Priorität der nordischen Kultur). Import des Steinzeitpferdes aus Südrussland wird aber S. 414 zugegeben, und S. 556 heißt es sogar: „Es ist nicht ganz unmöglich, daß das expansive Wesen der jungschnurkeramischen Kultur mit Einflüssen aus der sich erschließenden Steppenwelt zusammenhängt.“

⁶⁸ M. Ebert, *Südrussland im Altertum*, S. 60, dachte vermutungsweise an kleinasiatische Abkunft der Ockergrableute; O. Reche, bei Ebert, *Reall.*, IX, 157, an mediterrane Abkunft des Hauptteils mit nordeuropäischem Einschlag. O. Menghin, a. a. O., S. 581 und H. F. K. Günther, *Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens*, München, 1934, S. 19, geben die ausserordentlich hohe Zahl der Langschädel in den südrussischen Ockergräbern zu.

wesentlich bestimmter: „*The occupants of the 'ochre-graves' are tall and long-headed, with low fore-head and prominent brow-ridges, narrow nose, and upright profile . . .*“ und „*the physical type of the 'ochre-grave people' is approximately the same as in these early graves in Thuringia.*“⁶⁹

Ganz anders verhält es sich mit der ukrainischen Tripolje-Kultur, deren Träger durchweg kurzköpfig gewesen sind und die sich der Ockergrabkultur unterwerfen mußte.⁷⁰

Nimmt man an, daß Südrußland die Heimat der Centum-Indogermanen war, so ergibt sich von selber eine noch weiter östlich gelegene Heimat der Satem-Indogermanen, was bei einer nomadischen Kultur nicht weiter überraschen kann. Wahrscheinlich wanderten die Satem-Stämme in den Gebieten östlich der großen Durchgangspforte zwischen Ural und Kaspischem Meer. Die Kubankultur scheint dort ein Gegenstück in den Funden von Asterabad (Südostecke des Kaspischen Meeres, Nordiran) zu haben.⁷¹

Was die ethnologische Seite des Problems angeht, so deutet m. E. alles auf eine vaterrechtliche Struktur dieser Völker (vgl. das Königsgrab von Maikóp):⁷² sie hängen offenbar mit einer Hirtenkultur Mittelasiens zusammen⁷³ — darauf kommen wir bei der Besprechung der

⁶⁹ J. L. Myres, „*The Ethnology . . .*“ etc., a. a. O., S. 229 u. S. 230. Die Fatjanowo-Skelette sind ausgesprochen dolichocephal, vgl. A. M. Tallgren, *Reall.*, III, 192; die Zlota-Funde sind dagegen anthropologisch ungleichartig, vgl. J. Kostrzewski, *Reall.*, XIV, 543.

⁷⁰ E. Frhr. von Eickstedt, *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*, spricht deshalb von „*Dinariern*“ (S. 316), worin ihm H. F. K. Günther, *Rassenkunde Europas*, 3. Aufl., München, 1929, S. 159, gefolgt ist. C. Schuchhardt, *Alteuropa*, 2. Aufl., S. 280; 3. Aufl., S. 314, bestreitet somit ohne Grund die Existenz somatischen Materials.

⁷¹ J. L. Myres, „*The Ethnology*“ etc., a. a. O., S. 233.

⁷² M. Rostovtzeff, *Iranians and Greeks in South Russia*, Oxford, 1922, S. 32, sieht im Gegenteil das Mutterrecht als ein Kennzeichen der Kuban-Kultur an. Der einzige Grund für diese Annahme ist die griechische Tradition über das Mutterrecht der Maioten (Sauromaten im Don-Delta und Sinder am kimmerischen Bosporus), Völker unter skythischer Herrschaft; wegen dieser merkwürdigen sozialen Verhältnisse übertrug man nach R. die Amazonenlegende auf die Nordküste des Schwarzen Meeres. Da er die Maioten für autochthon ansieht, ergibt sich die Verbindung rückwärts mit der Steinzeitkultur und vorwärts mit den kaukasischen Völkern. Die indogermanische Hypothese wird damit ausgeschlossen. Kritisch ist dazu zu sagen, daß die Alteingesessenheit der Maioten (falls alle sonstigen Nachrichten richtig sind) erst bewiesen werden muß; sie könnten recht gut kleinasiatische Verbindungen gehabt haben (die thrakischen Kimmerier gehen später den umgekehrten Weg von Südrußland nach Kleinasien). Die Amazonenlegende aber könnte auch auf ein fettes und bartloses (mongolisches) Element bei den (iranischen) Skythen zurückgeführt werden (J. L. Myres, „*The Ethnology*“ etc., a. a. O., S. 207; auch erwähnt bei M. Rostovtzeff, *The Animal Style in South Russia and China*, Princeton, 1929, S. 217).

⁷³ Wilhelm Koppers, „*Die Religion der Indogermanen in ihren kulturhistorischen Beziehungen*“, *Anthropos*, XXIV (1929), 1073-1089; ders., „*Die Indogermanenfrage im Lichte der historischen Völkerkunde*“, *Anthropos*, XXX (1935), 1-31, und andere Arbeiten desselben Verfassers. Vgl. aber zur Kritik an Koppers' Grundthese (Nahe Beziehungen der indogermanischen Kultur zu Altai-Völkern in Wirtschaft, Sozialstruktur, Religion) Fritz Flor, „*Die Indogermanenfrage in der Völkerkunde*“, *H. Hirte-Festschrift 'Germanen und Indogermanen'* I, 69-129. O. Menghin, *Weltgeschichte der Steinzeit*, S. 555, will dagegen das Hirtenkriegertum der eigentlichen Arier als sekundär übernommen ansehen.

religionsgeschichtlichen Probleme zurück — und dürften dort eine noch weiter zurückliegende Urheimat gehabt haben. (Nordische Schädel sind aus Sibirien bekannt; hier mögen letzte Verwandtschaften bestehen.)⁷⁴

Viertens noch ein Wort über die linguistische Seite. Hermann Güntert hat sich bemüht, indogermanisches Wortmaterial mit asiatischem (sogar koreanischem!) zu vergleichen, um auf diesem Wege die asiatische Urheimathypothese zu erweisen.⁷⁵ Es ist sehr fraglich, ob man da über bloße Vermutungen hinauskommen kann. Wesentlich bescheidener, aber überzeugender ist die Feststellung, daß die südrussisch-transkaspirische Steppenheimat nach zwei andern Richtungen linguistische Beziehungen fortsetzt, die für die indogermanische Urzeit in Mittelasien postuliert zu werden pflegen (die aber bei Annahme einer nordeuropäischen Heimat vollkommen rätselhaft bleiben!). Hinsichtlich der Ausbildung des grammatischen Geschlechts in den semito-hamitischen und indogermanischen Sprachen nimmt man gemeinsame nomadisch-viehzüchterische Hintergründe an, und die Berührungen im Wortschatz deuten zum mindesten auf alten Grenzverkehr.⁷⁶ Sehr viel stärker sind bekanntlich die morphologischen und lexikalischen Beziehungen zur uralischen Sprachfamilie.⁷⁷ Die Urheimat des europäischen Zweiges der Finno-Ugrier wird mit wachsender Sicherheit nicht mehr nach Nordasien, sondern in die Gegend der Oka, der Wolgaschleife und der Kama verlegt; durch diese Annahme ergibt sich eine erneute sprachliche Beziehung mit Indogermanen: wir beobachteten das Vordringen der typischen Streitaxt-Schnurkeramik-Kultur aus der Steppengegend nach Norden (Fatjanowo) in die nächste Nachbarschaft dieser Finno-Ugrier.⁷⁸ Mit Hilfe der Archäologie und Anthropologie werden also Ergebnisse bestätigt, die schon O. Schrader auf Grund seiner kulturhistorisch-linguistischen Forschungen zur Aufstellung der südrussischen Hypothese geführt hatten.⁷⁹

Keine andere Urheimathypothese erklärt schließlich die Ursachen der

⁷⁴ E. v. Baelz, *Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie* 1911, S. 190; G. Debetz, „Races néolithiques de la Sibérie Orientale“, *Journ. Russe Anthr.*, Bd. 19 (1930), 7-48.

⁷⁵ H. Güntert, *Der Ursprung der Germanen*, bes. S. 116 (Idg. Urheimat).

⁷⁶ P. W. Schmidt, *Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde*, Kulturgechichtliche Bibliothek, I. Reihe, Ethnol. Bibl. 5, Heidelberg, 1926, p. 346 ff. (Sexualkategorie). A. Schott, „Indogermanisch-Semitisch-Sumerisch“, in *H. Hirt-Festschrift „Germanen und Indogermanen“*, II (Ergebnisse der Sprachwissenschaft), Heidelberg, 1936, S. 45-95 (Wortschatz). E. Prokosch, *A Comparative Germanic Grammar*, Philadelphia, 1939, S. 120 (Ablaut im Semitischen, Indogermanischen und Finno-Ugrischen).

⁷⁷ Die finnisch-ugrische Ursprache soll nach F. Paudler, *Die hellfarbigen Rassen* etc., S. 107 f., das Ergebnis einer Durchsetzung einer altaischen Sprache mit Urindogermanischem sein, ebenso wie die ostbaltische Rasse ebda S. 116 als nordisch-innerasiatische Bastardrasse bezeichnet wird. Ähnlich E. Frhr. von Eickstedt, *Rassenkunde* etc., S. 369.

⁷⁸ H. Jensen, „Indogermanisch und Uralisch“, *Hirt-Festschrift*, II, 171-181, bes. 175 (über B. Collinder, Indo-uralisches Sprachgut).

⁷⁹ O. Schrader, *Sprachvergleichung und Urgeschichte*, 2. Aufl., Jena 1890, Kap. XIV, S. 616-640; später S. Feist, *Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen*, Berlin 1913, 520 ff.

indogermanischen Expansion mit derselben einleuchtenden Begründung. Das wärmere und trockenere Klima der Jahrhunderte zwischen 2500 und 2000 v. Chr. lichtete den bis dahin undurchdringlichen Waldgürtel nördlich der Steppe und öffnete Durchlässe in den bis dahin abgeschlossenen Norden. Gegen Ende des 3. Jahrtausends scheinen besonders günstige klimatische Verhältnisse des Nordwestens und eine Dürre in der Steppenregion des Südostens die natürlichen Voraussetzungen für eine umstürzende Völkerverschiebung, eben die centum-indogermanische Wanderung, geliefert zu haben,⁸⁰ die wir mit Hilfe der kleinasiatischen Geschichte datieren können.⁸¹ In die aufgegebenen Wohnsitze drängten sich in aufeinanderfolgenden Wellen erst die ‚Maioten‘, dann Satemvölker des Ostens (Thraker, Kimmerier, schließlich die Skythen).⁸²

IV

Wie steht es nun mit den Ergebnissen aus diesen mannigfaltigen, aber doch parallel-laufenden Forschungen für die Religioneschichte? Offenbar kommt zunächst eine Reinterpretation des Bekannten in Frage, da der vorhandene Stoff sich ja nicht geändert hat. In diesem Sinne hat sich besonders Hermann Güntert betätigt.⁸³ Als Linguist ist er, wie gesagt, ein Anhänger der asiatischen Urheimat der Indogermanen, in seinen archäologischen Aufstellungen schließt er sich an den Prähistoriker Ernst Wahle an. An der rassischen Zugehörigkeit der Kükkenmöddingerleute ist er nicht weiter interessiert — sie mögen seit dem Aurignacien in Europa leben, teilweise aus Asien stammen und sogar mit den Eskimos und Indianern verwandt gewesen sein —, ihre Geschichte ist belanglos, da sie von der Pflugkultur nach Norden und Nordosten abgedrängt werden (Güntert berücksichtigt hier nicht, daß es sich um Langschädel handelt). Umso wichtiger sind aber die Megalithleute, deren Grabbauten, die Dolmen, einen ausgebildeten Ahnenkult bezeugen, der wieder seine Wurzeln in ihrer Ackerbaukultur hat. Die Vegetation und ihr Wechsel sind das Zentralerlebnis dieser Bauernvölker, und der Segen des Bodens steht unter dem besonderen Schutz der Toten. So werden die Grabanlagen zu Heiligtümern der Sippe, ihre mühevolle Errichtung bezeugt die Wichtigkeit der Totenverehrung für diese Religion. Es mag sein, daß nur die herrschenden Bauerngeschlechter die Träger des Kultes waren und daß Angehörige der unterworfenen eingeborenen Sammlerstämme wie importierte Sklaven und Hörige verschiedener Rassezugehörigkeit nach ihrem Tode höchstens als Diener der Toten in oder bei den Grabkammern geduldet wurden, was die Funde an Kurzköpfen

⁸⁰ J. L. Myres, „The Ethnology . . .“ etc., S. 234 ff.

⁸¹ J. L. Myres, *a. a. O.*, S. 242 (Zerstörung der 2. Stadt von Hissarlik, usw.).

⁸² Meine Darstellung deckt sich in den wesentlichen Punkten mit E. Wahle, Art. „Germanen III, Heimat und Ausbreitung“, *Sachwörterbuch der Deutschkunde*, I, Leipzig und Berlin, 1930, 418 f.; ders., *Deutsche Vorzeit*, Leipzig, 1932; F. R. Schröder, „Germanentum und Alteuropa“, *Germ. Rom. Monatsschrift*, XXII (1934), 157 ff.; Chr. M. Schröder, *Rasse und Religion*, München, 1937, bes. 86 ff.

⁸³ H. Güntert, *Der Ursprung der Germanen*, bes. S. 62 ff.

erklären soll — diese Bauernreligion aber war jedenfalls nicht indogermanisch, sondern europäisch-vorderasiatisch und ihre chthonischen Elemente können durch Vergleich mit Vorderasien aufgehellt werden.⁸⁴

Die *Steinkisten* sollen nach Güntert eine neue westeuropäische Einwanderung in den Norden bezeugen, eine anfechtbare Annahme. Ohne Zweifel aber ist der Übergang vom Megalithgrab zum *Einzelgrab* die Folge des Einbruchs der indogermanischen Schnurkeramiker, die als wanderndes Krieger-Bauernvolk nicht so eng mit dem Heimatboden verknüpft bleiben konnten wie ein seßhaftes Bauernvolk. Bei dem steten Westwärtsziehen verblaßte die Bedeutung der Ahnengräber, die Seelen verloren ihre Verbindung mit dem Bestattungsplatz und blieben fortan in einem Schattenreich unbestimmter Lokalität den Lebenden auch auf deren Wanderungen nahe.

Nach Günterts Meinung aber hat die Religion des Megalithvolkes nicht spurlos vor der indogermanischen das Feld geräumt, sondern die „germanische“ Religion ist in jedem Sinne ein Kompromiß.⁸⁵ Eine Untersuchung des großen Grabmonumentes von Kivik in Südschweden und seiner interessanten bildlichen Darstellungen liefert ihm den Beweis.⁸⁶ Die Bilder beziehen sich offenbar auf das Schicksal der Seele nach dem Tode, und m. E. hat Güntert es wahrscheinlich gemacht, daß auf einer der Wandplatten die Aufnahme des Toten in die Ahnengemeinschaft geschildert wird (Steinplatte Nr. 8). Das Grab stammt aus dem 2. Abschnitt der nordischen Bronzezeit (etwa 1,400 v. Chr.), es zeigt auch Pferdebilder, Lurenbläser, die idg. Feuerzeugung durch Holzquirlen u. a., was alles auf eine jüngere, also „germanische“ Zeit hindeutet. Trotzdem haben wir aber nicht „indogermanischen“ Seelenglauben in diesem Denkmal vor uns, sondern eben das Ergebnis der Religionsmischung. Die Religion der Megalithleute hat sich gegenüber dem farblosen, „boden“-losen Hadesglauben durchgesetzt, die seßhaft gewordenen Streitaxtleute haben soviel Blut von den bäuerlichen „Prägeromanen“ übernommen, daß auch deren „arteigene“ Religion auf das neue Mischvolk übergehen konnte, allerdings (nach Güntert) mit der Einschränkung, daß die „Ahnfrau“, die weibliche Figur, die in alteuropäischen Grabanlagen gelegentlich abgebildet war,

⁸⁴ Literatur bei E. A. Philippson, „Neuere Forschungen auf dem Gebiet der Germanischen Mythologie“, *Germanic Review*, XI (1936), 7, 13.

⁸⁵ Den Begriff „Germanen“ und „germanische Religion“ verwenden neuere Darstellungen erst von diesem Zeitpunkte ab, obwohl sie die neolithische Periode mitbehandeln, so z. B. Jan de Vries, *Altgermanische Religionsgeschichte*, I, 50; Fr. v. der Leyen, *Die Götter der Germanen*, München, 1938, S. 21 ff. Nach vorsichtiger ist Carl Clemen, *Altgermanische Religionsgeschichte*, Bonn a. Rh., 1934, der die Bronzezeit nur als möglicherweise germanisiert ansieht und seine Darstellung deshalb erst mit den historischen Zeugnissen beginnen läßt, alles prähistorische Material aber in seine *Urgeschichtliche Religion*, Bonn am Rh., 1933/34, verwies.

⁸⁶ H. Güntert, *Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage*, Kultur und Sprache, 10, Heidelberg, 1937, 1-35. Vgl. aber zum übrigen Inhalt meine Anzeige in: *Germanic Review*, XIV (1939), 138-139. — C. Schuchhardt, *Alteuropa*, bes. 3. Aufl., S. 237 u. 272 ff. findet den Gegensatz zwischen dem Seelenglauben der Megalithkultur des Westens und dem der Indogermanen auch in homerischen Schilderungen, nur daß er die beigabenarme nordische Megalithzeit in die idg. Kultur und Religion einbezieht und mit der mittelmeerischen Megalithzeit kontrastiert.

aus dem Vorstellungskreis der vaterrechtlichen Germanenkrieger verdrängt ist — wie ja auch jetzt die Gräber von Männern und Frauen oft getrennt werden und später der Wikingerhimmel Walhall eine männerbündische (kameradschaftliche) Vorstellung ist.

Nicht nur der Ahnenkult der alten Bauernreligion ist an die germanische Religion vererbt worden, auch der sonst in Alteuropa bekannte Sonnenkult und die ganze Gruppe der Acker- und Jahrzeitbräuche, die in der kosmischen Idee von der heiligen Ehe zwischen Frühlingsgott und Mutter Erde gipfeln, schließlich der damit eng zusammenhängende Glaube vom sterbenden und auferstehenden Vegetationsdämon stammen nach Güntert aus der autochthonen Komponente der Germanenreligion (aus dieser also besonders der Nerthuskult).⁸⁷ Bekanntlich haben wir für die Sonnenriten und Ackerbräuche zwei sich wunderbar über die Jahrtausende hinweg ergänzende Zeugnisse, die schwedischen Felszeichnungen aus der Bronzezeit und das europäische Brauchtum der Gegenwart;⁸⁸ beide würden also nach dieser Interpretation wohl auf das Prädikat ‚germanisch‘ Anspruch haben, aber nicht als ‚indogermanisch‘ gelten dürfen.

In seiner Darstellung des germanischen Glaubens hat Güntert weiter den Gegensatz zwischen Vanen und Asen, ihren Krieg, als Gegensatz der Bauernreligion Nordeuropas und der Kriegerreligion der Indogermanen gedeutet.⁸⁹ Die Vanen sind schön, reich, fruchtbar, friedlich, weise; die Asen (zum Teil) häßlich, grimm, unverträglich, verschlagen. Odin, Thor und Tyr gelten als Eindringlinge in das goldene Zeitalter der Vanen. Es kommt zwar zu einem Vergleich, aber am Ende der Zeiten, nach der Götterdämmerung, werden Balder und sein Kreis herrschen, also vanenähnliche Gestalten. Freilich gestattet sich Güntert in seiner Darstellung viele Eigenmächtigkeiten: Daß Balder als Ase gilt, wird nicht gesagt; das gleiche gilt für Ull, der vielleicht einmal Vater Himmel wie Tyr-*Teiwaz gewesen ist. Vor allem ist übersehen, daß die Indogermanen ebenfalls die Vorstellung von dem Vater Himmel und der Mutter Erde hatten⁹⁰ und ebenfalls die von einem *ιερός γαμος* — wenn auch zuzugeben ist, daß die Göttin bei den Indogermanen nicht dieselbe Rolle wie der Gott spielte und deshalb unter vielen Namen (‘*Ηρα*, *Γανα*, *Χερονη*, Tellus, Nerthus, Freyja usw.) auftrat, d. h. keine ungebrochene Gestalt wie Zeus, Juppiter, Dyāus pitā geblieben ist. Freilich ist der germanische Vetter dieses Himmelsgottes auch aufgespalten: *Teiwaz-Tyr, Ull, Frey — vielleicht auch eine Folge der Religionsmischung. Bei den weiteren Überlegungen Günterts zeigt sich, abgesehen von vielen Willkürlichkeiten, ein merkwürdiger Zwiespalt der Beurteilung: Einerseits wird betont, daß die Mischung von

⁸⁷ H. Güntert, *Der Ursprung etc.*, S. 100 f.

⁸⁸ E. A. Philippson, „Die Volkskunde als Hilfswissenschaft der germanischen Religionsgeschichte“, *Germanic Review*, XIII (1938), 240-241. Vgl. auch C. Clemen, „Die nordeuropäischen Felszeichnungen und der Glaube der Germanen“, *Zeitschrift f. D. Philologie*, LXII (1937), 347-358; Friedr. Behn, „Die nordischen Felsbilder“, *Archiv für Religionswissenschaft*, XXXIV (1937), 1-13.

⁸⁹ H. Güntert, *Altgerm. Glaube*, S. 36-77.

⁹⁰ A. Nehrung, *a. a. O.*, S. 193.

fälscher und nordischer Rasse, also von zwei blonden Langkopfrassen, eine recht glückliche Völkerehe genannt werden müsse; ja, da die sich mischenden Hauptkomponenten sich selbst so nahe ständen, könnten die Germanen als ein besonders rassereines indogermanisches Volk bezeichnet werden.⁹¹ Andererseits wird der Widerspruch zwischen Bauernkultur und Kriegerkultur, Seßhaftigkeit und Wanderlust, Vanenreligion und Asenreligion bei jeder Gelegenheit betont, um den Zwiespalt in der germanischen Brust zu erklären. Auch die Bewertung der beiden Rassekomponenten schillert. Auf der einen Seite wirkt offenbar alles, was jetzt für ‚Blut und Boden‘ gesagt wird, zu Gunsten der ergebundenen Bauernkultur. Auf der anderen Seite ist diese Bauernkultur friedlich, sozusagen pazifistisch gewesen und bei dem Zusammenprall mit den Indogermanen jedenfalls militärisch und politisch unterlegen. Der jungsteinzeitliche Adel war also, wenn auch ergebunden, doch ‚müde und schwerfällig‘ geworden und bedurfte der Blutauffrischung durch die neue Herrenschicht.⁹² Der Grundherrentyp beharrte aber in der neuen Mischung ebenso wie der Abenteurer- und Offizierstyp. Das wertvollste Erbe der Megalithleute sei die Sippe als germanischer Erlebniskreis, der kostbarste indogermanisch-arische Bestandteil der germanischen Weltanschauung aber der Begriff des ‚Werdens‘ im Gegensatz zum nichtindogermanischen südländisch-orientalischen, platonisch-hellenistisch-römischen, römisch-katholischen, und jüdisch-rabbinischen ‚Sein‘.⁹³

Wenn diese Privatreligion des Verfassers auch nichts mehr mit wissenschaftlicher Religionsgeschichte zu tun hat, der allgemeinen Erkenntnis von den zwei Komponenten in der germanischen Religion muß weiter nachgegangen werden,⁹⁴ insbesondere weil der indogermanische Anteil seit Jahrzehnten stiefmütterlich behandelt worden ist. Die ‚vergleichende arische Mythologie‘ mußte, von den Kritikern der Mythen- und Namensgleichungen verfolgt, eine Position nach der anderen aufgeben und löste sich zuletzt in ein unfaßbares Wolkenbild auf, während sich die junge Religionsgeschichte der Germanen gerade auf die europäischen und vorderasiatischen Elemente in der höheren und niederer Mythologie konzentrierte.⁹⁵

Durch die Mischungstheorie angeregt, sieht F. R. Schröder eine ‚Vermännlichung‘ der germanischen Religion, die Auseinandersetzung der Asenreligion mit der Vanenreligion, als Folge der Indogermanisierung. Allerdings sind nicht alle seine Aufstellungen gleich stichhaltig; besonders die Urgeschichte des Semnonenhains (Tacitus, *Germania*, c. 39) scheint mir reine Spekulation (Schröder läßt den heiligen Hain ursprünglich der

⁹¹ H. Güntert, *Altgerm. Glaube*, S. 50.

⁹² H. Güntert, *Der Ursprung etc.*, S. 108.

⁹³ H. Güntert, *Altgerm. Glaube*, S. 78-137.

⁹⁴ F. R. Schröder, ‚Germanentum und Alteuropa‘, *Germ. Rom. Monatsschrift*, XXII (1934), 157-212.

⁹⁵ Doch gibt es seit 1926 eine neue Darstellung der urindogermanischen Religion durch einen Religionswissenschaftler: C. Clemen, *Religionsgeschichte Europas*, I (Heidelberg, 1926), S. 162-223.

großen Muttergottheit, nicht dem *regnator omnium deus*, d. h. doch wohl dem * Teiwaz, geweiht sein).⁹⁶

Überzeugender ist die Beobachtung, daß auf alteuropäischem Kulturgebiet sehr häufig eine dominierende Göttin in Begleitung von vielen phallisch gedachten Trabanten auftritt (Kybele mit den idäischen Daktylen, Dea Dia mit den Arvalbrüdern, Frau Holle mit der Zwerg- oder Kinderschar), während nach indogermanischer Vorstellung ein Gott von mehreren weiblichen Wesen umgeben ist (Apollo und die Musen, * Teiwaz und die Alaisiagen, Odin und die Walküren).

Glücklich war auch der Hinweis auf Spuren des indogermanischen Pferdekultes bei einer keltischen Königswahl, Spuren, die in den Oktoberroßbräuchen der Römer wie besonders im indischen Aśvamedha wiederkehren und zweifellos auf die gemeinsame Urzeit zurückgehen. Beim indischen Roßopfer muß die erste Gemahlin des Königs einen zeremoniellen Beischlaf mit dem getöteten Hengst, d. h. dem Vegetationsgott, ausüben.⁹⁷ Das Oktoberross des Mars ist nach all den Begleitumständen bei der Opferung ebenfalls ein Repräsentant des Vegetationsdämons. Sein Schwanz wird abgeschnitten (in Vertretung des Phallus?) und rituell verwandt.⁹⁸ Bei den Kelten muß der neugewählte König öffentlich den Beischlaf mit einer Stute ausführen.⁹⁹ Bei den Germanen wird der Geschlechtsteil eines Pferdes, Völsi genannt, getrocknet, mit Lauch und Kräutern präpariert und in Linnen aufbewahrt (*Volsapátr*).¹⁰⁰ Völsi ist aber auch der Name des Stammvaters der Völsungen. Hierhin gehört auch das schwierige Kapitel der Zwillingsgötter (Dioskuren), die bei mehreren indogermanischen Völkern pferdegestaltig gedacht werden (Açvināu, λευκω πωλω, Hengist und Horsa), ohne daß ein gemeinindogermanischer „Mythus“ deutlich würde.¹⁰¹

Diese und ähnliche Vorstellungen und Bräuche, die auf urindogermanische Beziehungen hinweisen, sind jüngst von ethnologischer Seite im Zusammenhang behandelt worden.¹⁰² Das Erstaunliche an dieser Studie ist, daß der Verfasser, Wilhelm Koppers, sogar versucht, die einzelnen Bestandteile dieses indogermanischen Pferdekplexes nach verschiedenen

⁹⁶ F. R. Schröder, *a. a. O.*, S. 203 ff.

⁹⁷ F. R. Schröder, *Germanentum und Hellenismus*, Heidelberg, 1924, S. 24; C. Clemen, *Religionsgeschichte Europas*, I, 179 ff.

⁹⁸ W. Mannhardt, *Mythologische Forschungen, Quellen und Forschungen*, 51, (1884), 156-201; G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer*, 2. Aufl., München, 1912, S. 145.

⁹⁹ F. R. Schröder, „Ein altirischer Krönungsritus und das idg. Roßopfer“, *Zeitschrift für Celtische Philologie*, XVI (1927), 310-312.

¹⁰⁰ *Flateyiarbók*, II (Christiania, 1862), 331-35; A. Heusler, „Die Geschichte vom Völsi, eine altnordische Bekehrungsanekdote“, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XIII (1903), 24-39.

¹⁰¹ K. Helm, *Altgerm. Religionsgesch.*, I, 326. Wahrscheinlich muß man eine Vielheit der göttlichen Zwillingspaare annehmen, auch bei den Germanen, vgl. A. H. Krappe, „Alces“, *Beiträge zur Geschichte d. d. Sprache*, LVII, 226 ff.

¹⁰² Wilhelm Koppers, „Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen, eine ethnologisch-religionswissenschaftliche Studie“, in: *Die Indogermanen- und Germanenfrage, Neue Wege zu ihrer Lösung, Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik*, IV, Salzburg und Leipzig, 1936, 278-411.

Kulturen (der altarktischen Urkultur, der innerasiatischen Hirtenkultur und südlichen Elementen) zu gliedern. In ähnlicher Weise beginnt A. Nehring eine Aufteilung indogermanischer Glaubensvorstellungen nach Kulturreihen.¹⁰³ Die idg. Erdgöttin mag letzten Endes auf die kaukasisch-kleinasiatische Mutter Erde zurückgehen. Ihr männlicher Partner im 'ερος γαμος wurde bei den Indogermanen der große Himmelsgott. Der idg. Wettergott (im germanischen Westen Donar – Thor=kelt. Tanarus; im germanischen Osten Fjörgynn=litt. Perkunas=altind. Parjanya) ist vielleicht kleinasiatisch-ägyptisch. Der Himmelsgott ist schon wegen seiner Beziehung zum Pferd¹⁰⁴ asiatischer Abstammung und kommt aus der Viehzüchternomadenkultur (das heilige Opftier der orientalisch-mediterranen Kulturreligionen ist das Rind, das langsam vom Pferd verdrängt wird, aber in der mythischen Kuh Audhumla noch in den Schöpfungsmythen der Germanen vertreten ist.¹⁰⁵

Es ist kein Zweifel, daß wir von der Ethnologie noch manche Aufklärungen erwarten dürfen, die zwar nicht einer 'vergleichenden indogermanischen Mythologie', wohl aber der indogermanischen Religionsgeschichte zugute kommen werden. Die Brücken zur Ethnologie aber wurden durch die prähistorische Rassenkunde geschlagen, die, von der Macht der Tatsachen gezwungen, auf die Theorie der südrussisch-asiatischen Indogermanenheimat zurückgreifen mußte. Man mag es als Ironie des Schicksals bezeichnen, daß gerade heute der Germanenstamm als Mischvolk aus mindestens zwei Hauptstrassen erscheint und seine Religion als eine Mischreligion aus alteuropäisch-vorderasiatischen und mittelasianischen Elementen.

¹⁰³ A. Nehring, „Studien zur indogermanischen Kultur und Urheimat“, *ebda*, S. 9-229, bes. 193-208.

¹⁰⁴ Vgl. auch W. Koppers, „Die Religion der Indogermanen in ihren kulturhistorischen Beziehungen, *Anthropos*, XXIV (1929), 1073-1089, bes. 1081 ff.; ders., Die Indogermanenfrage im Lichte der historischen Völkerkunde, *Anthropos*, XXX (1935), 1-31, bes. 18 ff.

¹⁰⁵ F. R. Schröder, „Germanische Schöpfungsmythen“, *Germ. Rom. Monatsschrift*, XIX (1931), bes. 81 ff.; A. Nehring, *a. a. O.*, S. 200 ff.; W. Koppers, „Pferdeopfer und Pferdekult...“, bes. S. 372 ff.

THE FUNCTION OF THE WRITER. A STUDY OF THE LITERARY THEORY OF CAROSSA, GRIMM AND KOLBENHEYER.

JOHN R. FREY
University of Illinois

The literary views of the three contemporary German authors examined in this study concern almost entirely the writer's function regarding the nation. The conception of the writer as a spiritual leader of the nation came to prevail, especially during the World War, in the minds of many of the older German writers. Among the most prominent of these writers are Carossa, Grimm and Kolbenheyer, whose views may be discussed as representative.

The intense consciousness of, and concern with, the nation's inner welfare, found in the thinking of these men, could by no means be said to be a recent development. It had been astir in the minds of more than one previous generation, as is evidenced by the many past poetic expressions of a nationalistic spirit which in essence is the same as that underlying the views of these contemporaries. But whereas before the unification of Germany the nationalistically thinking writer had been inspired by the existing disunity to express vividly the century-old dream of a united and harmonious German nation, he now, with the fulfilment of this dream externally accomplished, found himself confronted by a lack of spiritual development which forced him to express himself unfavorably on the new nation. It was a moral duty for him to raise a warning voice against the dangerous trend toward a materialism and superficiality that was expanding proportionately with the growth of external national glory. The latter, formerly an ideal, was now considered a source of potential disaster, and the minds who looked ahead were consequently more than ever occupied with the question of spiritual leadership. This concern was now, however, focused entirely on the problem of elevating the nation's principles of life with a view to benefiting both the individual and mankind. In the combination of this constructive aim and the aspect of criticism mentioned above we see the particular dualism that has marked much of nationalistic thinking in Germany ever since Nietzsche began to stir the conscience of the nation.

It is this form of nationalism which characterizes the views of the three writers, Carossa, Grimm and Kolbenheyer, who were all born within the decade that saw both the unification of Germany and the first sharp criticisms and warnings from Nietzsche. These men did not become followers of Nietzsche, but, as might almost be expected, the note of conflict accompanying their heritage is reflected in various ways in their lives. This is especially true of the formative years preceding the relatively late start in their literary careers. The fixed mental atmosphere of their higher middle class surroundings led at first to the pursuit of (Carossa, Grimm), or at least the consideration of pursuing (Kolben-

heyer), diverse professional interests, delaying the realization of their literary aspirations. Another conflict shows up in their thoughts regarding the nation, the conflict between a strong natural love for the nation, rooted in the nationalistic conservatism of their background, and the necessity of exercising severe criticism concerning the shortcomings of the nation. Of these shortcomings the absence of spiritual leadership, deplored by all three men, was undoubtedly the most serious. In that it forced them to find entirely their own way, it is probably the most important single factor to which we must attribute the fact that they are *Einzelgänger*, both as writers and as thinkers. As to their position in contemporary German literature it is safe to say that they can hardly be classified under the heading of any literary movement. Independent of any school of thought as well as of each other they formulated their theories, and it is in this sense that we call them *Einzelgänger*. The question here is, to be sure, not one of literary solipsism, but one of an inherent leaning toward isolation, modified by a sincere self-examination in the light of the individual's responsibility to the nation and mankind.

That these writers were not given to theorizing for the love of it is convincingly shown by the virtual absence of any literary speculation in their earlier works. Only the trying experience of the war with its dictum for profound revaluations brought them out of the more or less self-centered world of the creative mind that pursues an ideal without too much concern about problems beyond that sphere. In their case a belated inner compulsion to write had really just begun to bear fruit¹ when the relentless interference in their creative activity occurred.² Before this happened they had, in conformity with an innate passion for intellectual honesty, for objectivity in outlook, and for inner clarity, recognized and viewed with alarm conspicuous signs of superficiality and aimlessness in the cultural life of Germany. Striving, however, after their literary aims with the fervor conveyed by the biblical words "Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn," they lived in a fairly detached world, though not a smug world. As is repeatedly emphasized in the works of all three men, neither then nor later was personal happiness their goal.

Carossa, wavering between his professional duties as a physician and his literary aspirations, tried in vain to escape the thrall of indecision. Oscillating constantly between the world of actuality and that of the imagination, he searched for clarity and inspiration in the works of more positive minds. He yielded readily to their influence,³ but made little

¹ The literary output of Carossa and Grimm, prior to the war, was relatively small: Carossa had written the minor work *Doktor Bürgers Ende* (now: *Die Schicksale Doktor Bürgers*) and *Die Flucht*; Grimm, the *Südafrikanische Novellen*. Kolbenheyer, more prolific, had to his credit the play *Giordano Bruno* (now: *Heroische Leidenschaften*), the novels *Amor Dei*, *Meister Joachim Pausewang*, *Montsalvasch*, and a few shorter stories.

² These authors were then between thirty-six and thirty-nine years old. All three participated actively in the war.

³ Carossa stresses this point especially in *Führung und Geleit*. (1934)

headway in his own work. Grimm, who cautiously but with intense zeal and rigid standards had begun to write, choosing for his stories an African locale, was on the way to become what he himself calls an "African writer". Only Kolbenheyer followed a well-envisioned and therefore quite consistent literary objective from the very beginning. His views were more firmly grounded than those of either Carossa or Grimm, and the experience of the war was therefore for him not so much a matter of going through a process of clarification as in the case of Carossa or one of intensification as in Grimm, but rather a period of reaffirmation. Nevertheless, this experience struck rudely at the pillars of Kolbenheyer's inner existence too, as may be seen from the following passage: "Man kann sich vorstellen, wie tief der Ausbruch des europäischen Krieges ein so angespanntes und eingehetzes Leben erschütterte, das ganz in den einen Dienst der Kunst gestellt war."⁴

Considering the severity of this shock it is interesting to find that the primitive reality of the war with its disillusioning phases did not lead to a sense of hopelessness on the part of any of these men. As would be expected, they were averse to the thought of exploiting for literary purposes their harrowing experience. But most important of all, they did, in spite of the seeming bitterness and futility of it all, emerge with a constructive outlook, an outlook which was the culmination of a prolonged and intensified process of *Selbstbesinnung*. As a destroyer of false values the war had turned out to be a good teacher. From the somewhat aloof level of observation maintained by the creative mind, these men realized with increasing conviction the necessity of thinking in terms of a common German destiny. The importance of their personal problems had diminished. As Carossa says: "So unerheblich und so sehr vergangen erschienen mir die Sorgen und Beängstigungen der alten Zeit."⁵

In the midst of destruction their new faith was born, the faith in a future without the false values that had previously prevailed. This does not mean, however, that they believed in a fantastic conception of a new type of man who would arise out of the ruins of the past. There was, as they saw it without exception, no need for exploiting the calamity of the war and the ensuing chaos for insane experiments in pursuit of utopian ideals. Not to do away indiscriminately with all that was part of the past, but to foster the best heritage of the German character, constituted their idea for the logical course for the future. This *Selbstbejahung* and *Volksbewußtsein*, intensified by the war, is expressed best in Kolbenheyer's words: "Sucht nicht die Erneuerung, sondern die Betätigung des deutschen Menschen, der in euch lebt."⁶

⁴ *Weihnachtsgeschichten*, p. 54.

⁵ *Führung und Geleit*, p. 168.

⁶ *Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen*, p. 58. Compare in this connection Grimm's *Von der bürgerlichen Ehre und der bürgerlichen Notwendigkeit*, where he states that, although he does not agree with Kolbenheyer in everything, he feels himself entirely in accord with the view expressed in the above remark. — Cf. also Carossa's *Rumänisches Tagebuch*, p. 186 f.

Kolbenheyer's conservative and nationalistic approach to the question of regeneration, as we see it here, is based on a biological point of view. The approach of Grimm, who with his term "Steigerung zu uns selbst"⁷ voices the same thought as Kolbenheyer, has a propagandistic flavor. Carossa, on the other hand, simply examines existing problems with a hopeful poet's eyes.⁸ In accordance with the different artistic and intellectual temperaments and interests of the three men, these individual variations would be expected. How they are reflected in the respective literary theories of these authors is to be brought out in the ensuing part of this discussion, where a more detailed account of these ideas, formulated during and after the war, will be given.

* * * *

"Andern ein Licht auf ihre Bahn zu werfen, indem ich die meinige aufzeigte." In these few words Carossa expresses the quintessence of his interpretation of the writer's function as he came to see it through the perspective of his war-experience. In the broader sense there is, of course, nothing new or unusual about this literary objective. Considering the fact, however, that it is the result of an inner transformation brought about only under the pressure of an external influence, in this case the war, there can be no question as to its significance. Apart from reflecting the attainment of inner clarity formerly lacking in Carossa's literary endeavors, it conveys the forceful idea that the writer has a definite and positive mission to fulfill among his fellow-men. The former tendency to get lost in the subjective world is replaced by a strong affirmative attitude toward life and by the consciousness of the obligation to "light the path of the others." His attempt will now be to point out, through the medium of literature, the direction of their course of life.

According to several statements in *Führung und Geleit*, this ideal had, to a certain extent, taken root in Carossa's mind even before the war, when, through the Nietzsche disciples Bertram and Glöckner, he became aware of a growing spiritual awakening in Germany. Referring to that period in his life he says of the writer: "Wußte er sich nicht berufen, Seher, Sprecher, Bote, Warner, Mahner und Berater seines Volkes zu sein, so war es besser, er schwieg." Having no illusions about himself, he heeded his own advice and wrote practically nothing during that time. In spite of his desire to belong to the great contemporary German minds, he was extremely doubtful as to what part he could and would play in literature. To us the answer to this question has long since become apparent, but if we ask about the *how* of the solution of Carossa's problem, we involuntarily fall back again on the previously stressed influence of the war experience. Carossa says that his own little world remained unharmed by the great holocaust and that it continued to grow in accord-

⁷ *Von der bürger. Ehre*, p. 9.

⁸ Note in this connection that Carossa, unlike the others, has no theoretical treatises on questions outside the sphere of literature.

ance with its own laws,⁹ but it is obvious to the reader of his works that this growth and its results are in more than one respect strongly colored by that external influence. A statement like the following will bring this out convincingly enough: "Was mein dichterisches Bemühen anging, so wußte ich nun, daß mir umso eher etwas geraten konnte, je williger ich mich dem allgemeinen Los der Menschen unterwarf, je weniger ich mir ein Ausnahmeschicksal wünschte."¹⁰

This idea, crystallizing toward the end of the war, one would hardly have expected from Carossa, had the growth of his own little world never been subjected to the inexorable reality of the war. Through the latter he had come to see things in a larger perspective; and at the same time he found a much needed inner harmony. That period of his life in which the thought of creating at least one perfect work constituted — as it did to his Dr. Bürger — his highest aspiration, had definitely passed. Characteristically enough, Carossa muses regretfully on the changed conditions. The charm of his former "twilight" existence had been dispelled by many forces drawing on the writer's energy. Nevertheless, he bowed to his inner command to shed on the path of those with whom his own fate was bound up the light which he had found.

The question arises as to how Carossa intended to carry out this objective in his work. Would he preach and expound his views on vital issues of the present within the framework of his narrative writings or his lyric poetry, as one might be inclined to suspect from what has been said regarding his new outlook. The answer, as his works show, is *no* in spite of the shift of emphasis from a highly individualistic to a more universal way of looking at human relations. It is characteristic of Carossa that, even when most keenly occupied during the war with thoughts about the "gemeinsame Schicksal", he saw his immediate goal in the following light: "Bleiben wir im engsten Kreise wachsam."¹¹ The most significant aspect of this question of revaluation lies, it seems to me, in the intensification of a sense of responsibility toward the national and universal community of men. As to the creative expression of the author's individuality in this light, one may, of course, expect to find it colored by the reflection of the consciousness of the common fate, but the degree of this reflection need not be a conspicuous one. Certainly it is not in the case of Carossa. In his own words, written toward the end of the war, we find probably the best and most satisfactory answer to this question:

Als Schreibender, dies war mir nicht unklar, würde ich vor-
aussichtlich immer den Verzweigungen des eigenen Lebens nach-
gehen; welches andere Medium hätte ich gehabt, um das gemein-
same Schicksal wahrzunehmen? Große Seher und Gestalter
dürfen diesen Weg verschmähen; getadelt aber haben ihn stets
nur jene, denen ihr eigener Tag nichts Denkwürdiges zutrug.

⁹ *Führung*, p. 137.

¹⁰ *Ibid.*, p. 169.

¹¹ *Rumän. Tagebuch*, p. 77.

Auf wie vielen und wie fruchtbaren Ebenen sich sein Ich bewährt, nur darauf wird es ankommen, und ein Segen ist es für den Künstlergeist, wenn er sich in eine tiefbewegte Zeit hinein entwickeln muß; nur eine solche kann auch aus ihm das Tiefste herausholen . . . In den Jahren der Prüfung und Erniedrigung, wenn das Volk trauernd zur Erde schaut, wird ihm der Dichter stets am allernächsten sein. Flammenzeichen und heilige Bildtafeln reiht er an den steilen Straßen auf; große Weissagungen der Urzeit beschwört er. Jedem echten Gründer und Beweger fühlt er sich verbündet; aber die Streite, die er in sich auszutragen hat, gehören sehr oft einer anderen Sphäre an als die Kämpfe der irdischen Gewalten. Es kann wohl einmal sein, daß die beiden Ebenen zusammenfallen und der allgemeine Sieg auch zu dem seinigen wird. Ist aber dies geschehen, so wird er erst fühlen, wie sehr er dennoch ein Einsamer bleibt, und mehr als jemals muß er auf die Seelen derer achten, die zum Schweigen und Ent sagen verwiesen sind.¹²

* * * *

Hans Grimm is one of the authors to whose own remarks concerning his inner struggles the aforementioned words "Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn," add a distinct note of warmth. Another phrase figuring with equal prominence in the pursuit of his literary ideals is one taken from Hölderlin, namely: "Wir sind nichts, was wir suchen ist alles." Not only the fervor of Grimm's search for his true mission as a writer is noticeable in these mottos, which he keeps over his desk, but also a certain humility. This latter characteristic appears strikingly also in another connection. He refers there with gratefulness to the three harshest experiences of his life as kindly acts of fate: his exchange of a sheltered home for a miserable merchant's apprenticeship abroad, his participation in the war as a private, and his immediate post-war life in poverty and solitude.¹³ To this intimate contact with crude realities he attributes his understanding of human relations and problems in general and of the German character in its individual and national aspects in particular.

When, after almost fifteen years in Africa, Grimm returned to Germany (1908) with the first modest results of his creative endeavors, he did so with the intention of becoming a "German writer."¹⁴ This aspiration was a challenge to his creative ability since his guiding artistic principle was: "Wenn Kunst Können bedeutet, so fängt Gestaltung mit gründlichem Kennen an."¹⁵ During many years of extensive reading and critical observation of the course of things at home he had learned to appreciate the full value of this principle. He had failed to find much inspiration in either contemporary or nineteenth century literature, and

¹² *Führung*, p. 170.

¹³ *Der Schriftsteller und die Zeit*, p. 23.

¹⁴ An aspiration which, according to a statement of his own, would never have materialized had it not been for the experience of the war. (cf. *Der Schriftsteller*, p. 13).

¹⁵ *Volk ohne Raum*, II, p. 602. (First edition, 1926, 2 vls.)

he had become increasingly suspicious of the superficiality, insincerity, and aimlessness in the cultural life of the nation, particularly in literature. Groping for a deeper comprehension of the intricate interrelations and problems of a whole people and striving for a guiding objective in his work, he came to the following conclusion:

Dennoch meinte er (Grimm), die Aufgabe des Schriftstellers bei der großen, wundersamen Arbeitsteilung eines Volkes fange durchaus damit an, daß er sich die Zusammenhänge des Lebens der Heimat erringe; und weil sich die deutsche Schriftkunst in vorgestellter, lügenhafter und unfähiger Nachfolge Goethes vor Volk und Zeit bei Einbildungungen allzu bequem verschlossen habe, sei sie so spielig und unbedeutsam geworden.¹⁶

In conformity with this opinion, Grimm developed the notion that in his own writings he should like to reflect the character of the German people in such a way as to make them conscious of their mutual heritage, their problems and their destiny as well as of the necessity of fostering mutual understanding, sympathy, and the desire for self-improvement. This is the extent to which his views had crystallized before the war, and to attain his objective meant to him the realization of his greatest ideal, namely, to be a German writer in the sense that, as he saw it, the Greeks were Greek writers. The sincerity of this ideal is beyond question, but the ensuing years were to demonstrate that further adjustment and development were necessary. As Grimm says many years later (1929) regarding that stage in his creative life: "Damals hatte ich noch nicht gelernt, wie wenig der Schriftsteller Regent sei, wie sehr die Fügung ihn bestimme."¹⁷ Ahead of him were still two transformations or "Wandlungen" as he calls the most important happenings in his life mentioned previously. And of these the experience of the war was the most crucial one. Because of the relentlessness that governed the course of things, forcing him more than ever before to recognize what he terms the "German reality", his ideas of the function of literature as well as the critical attitude seen in his previous evaluations of German literature became acutely intensified.

A comparison between the German literature of the past fifty years¹⁸ and the literature of other nations during the same span of time causes him to speak with fairly scathing criticism of the lamentable superficiality and the deplorable lack of artistic responsibility in the former. Were all signs of existence except literature wiped out, he says, then this huge diary would not, as is true of the literature of other nations (Grimm speaks particularly of France and England), give an adequate and representative picture of German life in its various aspects. And this in spite of the fact

¹⁶ *Ibid.*, p. 604.

¹⁷ *Der Schriftsteller*, p. 19.

¹⁸ The fifty years preceding the date of the article "Der Schriftsteller und die Zeit" (1922), on which these remarks are based.

that those fifty years constitute an epoch of profound changes in the life of the nation and consequently one full of problems begging description.

Interesting as this criticism may be, it can hardly be spared the charge of being somewhat unjust and exaggerated. Its severity must, no doubt, be sought in Grimm's almost fanatical devotion to his own literary ideals and his almost desperate quest for the answer to his problem of what to write after the catastrophic turn of events in Germany.¹⁹ Even though strengthened by his war experience in the conviction that he had pursued the right course, he found himself unable to resume his creative work immediately. And faced by this predicament, "begann seine Seele statt zu murren, mit ihrem Dämon zu ringen um die deutsche Berufung seiner Kunst, um die Arbeit, die einer jetzt ertrüge, um die Arbeit, die keine deutsche Fahnenflucht wäre sondern Dienst der Kunst und deutscher Dienst zugleich."²⁰ Searching thus incessantly for his real mission in literature he came, among others, to the conclusion that the standards of Goethe's time no longer sufficed for the modern writer. A new time and new problems faced the creative mind, and it was therefore, according to Grimm, the duty of every German writer to place himself, with the highest degree of responsibility, in the service of the "German mission". The writer must understand, first of all, the true relation of the individual and the nation; he must be aware of the "völkische Verbundenheit". There was, as Grimm sees it, no justification in inventing the excuses of new literary programs or in the glorification of the absolute nature of art with its simultaneous shunning of reality and responsibility. "Aber der Dichter muß schaudern, seine besondere Berufung ist, daß eben er die ringende Arbeit der Seele vom Schaudern vor der Wirklichkeit bis zur Eroberung der Wirklichkeit leiste."²¹ And furthermore, there is no place in literature for the over-emphasized eroticism, for artificial romanticism and for sentimentality. Whatever high sounding theories of reform were in the air, Grimm insisted on finding his own theory, and he finally realized what his point of departure must be, namely:

Für euch deutsch zusammenzudenken und für euch deutsch vorauszudenken. Und erst danach beginnt ihre (the writers') Freiheit, ihre lachende, ihre weinende, ihre weltabgewandte, ihre weltzugewandte Freiheit.²²

And the final goal in Grimm's conception of the function of literature, in which this strict and selfless dictum for the living German writer represents the point of departure, is:

Und die gestaltete Synthese, das gestaltete Zusammendenken, die gestaltete Beziehung seien ganz gewiß Pflichtaufgabe des Schriftstellers bei der Arbeitsteilung einer ringenden Nation, und nicht seine Bequemlichkeit und nicht seine Wehleidigkeit und

¹⁹ cf. *Volk ohne Raum*, II, p. 617 f.

²⁰ *Volk ohne Raum*, II, p. 622.

²¹ *Der Schriftsteller*, p. 53.

²² *Ibid.*, p. 52.

nicht seine schwächeren oder stärkeren phantastischen Räusche und Sücke und Brünste und auch nicht seine künstlerische Selbstbefriedigung, die alle zusammen unser neueres schönes Schrifttum so trostlos spielerisch und unwirksam machen.²³

The question remains as to how Grimm intends to make this synthesis of insight into the "German problem" the central theme of his imaginative works. Obviously there is the danger of supplementing the purely narrative element in fiction by the didactic element growing out of the emphasis placed on national problems and their effect on the individual.²⁴ Written in that light, a novel may turn out to be an effective instrument of driving home a lesson, but as a work of art its value may be nil.

As has been pointed out, Grimm, like the others, had no desire to write about the war, and it is therefore only natural that he should have fallen back on his pre-war experiences in Africa. It is in the light of these experiences that his post-war "solution" must be explained. He now saw the essence of the German problem in Germany's want of space which, according to his inmost conviction, had far reaching effects on the national life. The theme of *Volk ohne Raum* became fixed in his mind as the crucial axis around which the future destiny of Germany revolved.²⁵ Therefore, too, his belief that in depicting these effects on individual lives, being not isolated factors but organic constituents of a larger community, he is reflecting the entire German fate.²⁶

The significance of this idea is that Grimm has a profound faith in the vigorous energy and vitality of that type of man who voluntarily copes with the hardships of frontier lands, in the development of sound human qualities under such conditions, and in the benefit to the homeland from this preserved strength when it is most needed because of inner exhaustion. He believes that the perpetuation and growth of a richer and healthier national character would thus be assured.

The entire line of Grimm's reasoning regarding the function of literature may well arouse the suspicion that he is really interested in writing political literature. Curiously enough, he actually supports this suspicion by maintaining that present day German literature must of necessity be of a political nature.²⁷ But he gives his own interpretation to the term "political". In answer to the criticism that *Volk ohne Raum* is a political treatise rather than true literature he says: "Gut, dann haben die Griechen, Homer und die Dramatiker, und haben Dante und Shakespeare und die frühen Isländer und Friedrich Schiller und Heinrich von Kleist und die

²³ *Der Schriftsteller*, p. 23.

²⁴ Grimm's principal work, *Volk ohne Raum*, is indeed not free of the didactic tendency.

²⁵ cf. Kolbenheyer's disagreement with this view in *Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst*, p. 11 ff.

²⁶ *Volk ohne Raum*, I, p. 10.

²⁷ *Ibid.*, p. 10.

Dichter der Bibel samt und sonders politische Traktate geschrieben.”²⁸ Being thus perfectly unperturbed regarding this criticism, Grimm simply remains true to his erstwhile aspiration, namely to become a German writer in the sense that the Greeks were Greek writers. To have German literature portray the German character in its national significance rather than in a purely individual light — this is what Grimm means by political literature.²⁹

How thoroughly he believes that this type of political literature is true art is shown in his emphatic objection to *Tendenz* and *Zweck* in literature. He is not interested in ephemeral values as he sees them in the *zeitgemäße Dichtung*, but in those aspects of life which because of their universality are everlasting. His supreme desire is “zur Wirklichkeit vor Gott und Zeit zu rufen gegenüber dem gefährlichen Truge des Augenblicks.”³⁰

* * * *

If we now trace Kolbenheyer's views on literature in chronological order, we must once more take note of the scarcity of remarks on the subject in his pre-war writings. Of the few comments the most important for this discussion is the one pointed at modern German literature: “Wir sind zu sehr geneigt, Begierdenromantik zu treiben. Unsere Literatur, Musik, Malerei leben heute von dieser ansprechenden Kunst.”³¹ We note here the same attitude as discerned previously in Grimm and Carossa, namely, an uncompromising insistence on *Reinlichkeit* and genuineness. This characteristic points not only to a definite detachment from certain questionable tendencies in modern literature but also to a marked independence of critical judgment.

This independence of view is especially pronounced in Kolbenheyer whose entire conception of life is rooted in the principles of his “naturalistic” philosophy. This is a vitalistic philosophy which regards and interprets all manifestations of life, including art and literature, from a biological point of view. A more elaborate account of Kolbenheyer's *Weltanschauung* would exceed the limits of this paper. May it suffice, therefore, if we stress the point that interests us most at this time, namely, the fact that Kolbenheyer's philosophical views have always provided the basis and the consistency of his views on literature. To illustrate this consistency: in his major philosophical work, the *Bauhütte* (1925), Kolbenheyer, dealing again with pre-war German literature, restates the same opinion as expressed in *Montsalvasch* (1912), the only difference being one of wording:

Es war kennzeichnend für die formal am weitesten durchgebildete schöne Literatur der Vorkriegszeit, daß sie vorwiegend dem Sexualmenschentum zugewandt blieb. Eine ideologische

²⁸ *Der Schriftsteller*, p. 63.

²⁹ Grimm speaks here only of narrative literature.

³⁰ *Von der bürg. Ehre*, p. 107.

³¹ *Montsalvasch*, p. 107.

Verklärung des Dirnenwesens war damit verbunden, deren Naivität späteren Zeiten ein Lächeln abnötigen wird, die aber gleichwohl als typische Ordnungsform tief begründet war und darum auch relativ große Wirksamkeit besaß.³²

The noteworthy aspect of this criticism is that it not merely seizes upon the merits, or rather demerits, of the subject, but attempts to interpret its peculiarity in terms of vital forms of human orientation. Applied to Expressionism, this approach leads Kolbenheyer to the conclusion that in spite of all the extremes inherent in this literary movement so characteristic of a period of impotence there is no reason to consider it as either decadent or as representative of the real status of the national character. For here as everywhere else the process of biological adjustment is at work. Kolbenheyer has no sympathy with theories of decay and ruin. He believes, as do the other two men discussed, that it is especially in times of national distress that the growth of vigor and character is stimulated. As for the creative writer, greater demands on his ability provide the impetus for higher aspirations in his work, and thus literature, born of a greater sense of responsibility which enhances man's insight into human relations, will strive for new peaks.

In a lecture, delivered at a number of German universities in 1932, Kolbenheyer takes up the question "Was hat die Dichtkunst für uns zu bedeuten?" Proceeding from this question he says: "Unsere Fragestellung schon lässt uns in gleicher Weise Abstand nehmen von einem Aestheteneum, das Kunst nur für die Kunst gelten lassen will, und von einem Gesinnungswesen, das sich der mehr oder weniger, meist aber sehr gering gepflegten Literaturform bedient, um Kultur- oder gar Tagespolitik zu betreiben."³³ This objection to a certain trend in modern German literature is, as will be noticed, the same as we encountered in Grimm. As regards *zeitgemäße Dichtung* with its propagation of thoughts on vitally important issues of modern life and with its appeal to the emotions, Kolbenheyer is willing to attribute to it a certain propagandistic effectiveness but not literary merit. Literature is art in the true sense only "wenn sie nicht nur Gefühle aufröhrt, sondern durch die Gestaltung zu einem Erlebnis erhoben wird, das über den blossen Gefühlsbestand hinauswirkt und in den bildnerischen Aufbau des Menschentums führt."³⁴

On the basis of his philosophy Kolbenheyer discounts the validity of that favored theory of art which would have the creative process governed by an absolute, eternal and somewhat mysterious law that lies outside the range of man's comprehension. As the only source and law of art he recognizes the sphere of organic life with its constant process of adaptation. This idea may be expressed summarily in his own words:

Die Kunst ist biologisch mit dem Entwicklungsleben jedes Volkes verwachsen, sie ist — sofern sie wirklich Kunst bleibt und

³² *Die Baubütte*, p. 242.

³³ *Unser Befreiungskampf*, p. 16.

³⁴ *Unser Befreiungskampf*, p. 18.

nicht nur dilettantischer Affekt ist — so sehr Ausdruck innerster Gefühlsspannung und deren Lösung in einem Volke, daß sie notwendig dem biologischen Entwicklungszustande des Volkes entsprechen muß und nicht nur einem hypostasierten Gesetze, das über allem Leben in einer transzendenten Wesenheit zu denken wäre. Die wirklichen Gesetze der Kunst — wie die Gesetze jeder wesenhaften Lebensregung — werden von ihrer biologischen Funktion bestimmt, und diese ist: besonders geartete Gefühlsspannungen in einem Volke, die durch kein anderes Mittel besser gelöst werden können als durch die Kunst, zu sammeln und auszuwirken und ihnen eine Erlebnisform zu geben, die gleichzeitig die Triebkräfte der Gefühlsspannungen dem geistlichen Anpassungsleben des Volkes dienstbar macht, indem sie sie an einem Gefühlserlebnisse formt und in der bildnerischen Führung durch die Form zu einer, das innere Wachstum fördernden, Befreiung bringt.³⁵

Here again we find a dynamic theory of art, one which is far removed from that of art for art's sake. It is rooted in that force which we have come to consider so important in the development of the views of the three authors discussed, namely a marked *Volksbewußtsein* which is accompanied by a profound faith in the innate values of the German people. With this faith as point of departure it follows quite logically that the writer, and therefore literature, should be considered to have a dynamic function. Motivated by his sense of responsibility the writer will seek to understand the interrelation between individual and supra-individual forces — to speak in Kolbenheyer's terms — within the structure of national life,³⁶ and he will endeavor to reflect in his literary portrayals of life his understanding and interpretation of this interrelation. Literature thus is meant to be one of the mediums through which the best qualities and the highest merits inherent in a nation's character are to be preserved, developed and enhanced.

This emphasis on fostering the constructive elements of life is an uncompromising one. Literature which indulges in the glorification of the primitive and the erotic and which in so doing undermines and destroys the integrity of vitally important elements in the make-up of a people is scorned. Kolbenheyer maintains that the cry for absolute freedom in art is unsound and that measures of protection should be taken against the dangers involved, because the preservation of a clean emotional life is indispensable to the integrity of the national character.

Touching now once more on the question of theory and its practical application to the writer's work, we find, as in the case of Carossa, the best answer in Kolbenheyer's own words:

Ich habe versucht, in einer Reihe historisierender Dichtun-

³⁵ *Neuland*, p. 113.

³⁶ By supra-individual forces Kolbenheyer means all the social institutions and factors, such as the family, nation, race, professional and economic position, etc., which influence the shaping of each individual life.

gen weltanschauliche Elemente der deutschen Vergangenheit in Gefühls- und Erlebnisnähe zurückzurufen, in einer anderen, noch weniger weit ausgebauten Reihe von Dichtungen die weltanschauliche Krise der Gegenwart in einigen Zügen zu berühren

...³⁷

* * * *

By way of concluding our remarks it might be pointed out that this presentation of the literary views of Carossa, Grimm and Kolbenheyer is not to be considered as an attempt to present something entirely new in the history of German literary theory. What we are mainly interested in is a characterization of that important trend in modern German literature which is so ably represented by these three authors. And the most significant aspect of this trend is, it seems to me, that striking unanimity of view which is not the outgrowth of cooperative and programmatic efforts, but the result of rigid self-examination and an intense concern with the same vital questions, above all, the question of what constitutes the function of the creative writer.

We notice in the total picture of these views a virtual absence of aesthetic speculation. Obviously this peculiarity must be interpreted as conscious restraint rather than neglect. As far as these writers were concerned, it was the functional, not the aesthetic, aspect of literature that needed to be clarified. Hence the emphasis on the function of literature which, as seen through their eyes, is epitomized in Kolbenheyer's words: "Es ist also eine gemeinsame Anschauung aller hohen Kulturen, in der Dichtkunst ein Mittel der Lebensbewahrung und Lebenssteigerung zu erblicken."³⁸

In this light it is also more understandable why these authors should have so great an interest in the relation between the individual and the nation³⁹ with a view to bringing out and enhancing in every individual the best innate values of the German character. This to them is the only logical way of dealing with the age-old dream of a better mankind, of approaching realistically the task of pursuing a course of human development that would assure a reasonable degree of benefit and enrichment to mankind. "Indem wir also aus eigener Lebensmächtigkeit die deutsche Art mehren und entwickeln, ohne die anderen Völker in ihrem Lebensbestande zu hemmen, erfüllen wir unsere menschheitliche Berufung."⁴⁰

³⁷ *Die Baubütte*, p. VIII.

³⁸ *Unser Befreiungskampf*, p. 21.

³⁹ We have seen how the consideration of this relation affects definitely also the sphere of the writer. One should, however, not identify the ideals of these men with the ideology governing an organized regimentation of the individual. Cf. especially Grimm's *Von der bürg. Ehre . . .* (1932) and Kolbenheyer's *Der Lebensstand der geistig Schaffenden und das neue Deutschland* (1935).

⁴⁰ *Unser Befreiungskampf*, p. 20.

ENTER AUTHOR: ERLEBTE REDE IN THE WORK OF KARL HEINRICH WAGGERL

M. F. LAWSON

Oberlin College

One thinks of the regional peasant novel, one of the outstanding forms of present-day literature, as simple, direct, objective. After a succession of -isms, impressionism, expressionism, functionalism (*Neue Sachlichkeit*), the regional novel seems, in retrospect at least, to disavow experiment and return to traditional narrative technique. It represents a reaction against the capricious subjectivity of the stream-of-consciousness novel. It again realistically envisages a world outside the self. It tells a story. It communicates itself straightforwardly without the puzzling counterpoint or the jumbled subconscious with which in the twenties novelists had tried to reproduce a whole, complex world or the whole, unaccountable single mind — or both. Such at any rate is the impression one has of the regional novel: that it has meant a return to simple, unobtrusive narration.

One's impression of the regional novel technique includes furthermore objectivity. Objectivity would doubtless mean to the layman that the style is impersonal, reserved. Indeed, the subject matter, peasant life, would scarcely allow psychoanalytical effusions or self-indulgent day-dreaming in its characters. Thus one would expect inner mental processes to be revealed only with reserve. As Langenbucher has it in his "Volkshafte Dichtung der Zeit," Berlin, 2d ed. 1935, literature about country and peasantry can never be self-depiction. But objectivity means something more and quite different to the literary historian. It means the absence of an author in the telling of a story. If the regional novel is objective in this sense, it does not return to the oldest narrative tradition. The simplest tales are told unquestioningly by someone who asserts: "Once upon a time there lived . . ." In this manner of narration, which Otto Ludwig calls real or proper (*eigentliche*) narration, someone tells what happened. However, this author presence may become explicit and effusive, as in the novels of Jean Paul, where the narrator speaks of himself, addresses his listeners, who also are sometimes explicitly present, and admonishes his characters. The objective novel attempts to do without the convention of a story-teller by having the characters speak for themselves as in a play. Ludwig, in fact, terms this dramatic (*szenische*) narration and the American literary historian, Joseph Warren Beach, in his "Twentieth Century Novel," 1932, marks the arrival of the dramatic novel in our time with a chapter entitled "Exit Author." But the printed book is not a stage, and the literary doctrine of author elimination may aim at a goal of simplicity, yet the objective novelist employs anything but simple means to attain it.

In various ways characters have been made to speak for themselves. (Cf. Werner Neuse, "Erlebte Rede" und "Innerer Monolog" in den erzählenden Schriften Arthur Schnitzlers, *PMLA*, XLIX, 327-55, for bib-

liography on speech presentation in narration and an excellent discussion of the subject in relation to Schnitzler.) The narrative itself is distinguished from the characters' speech as Bericht = B; then the characters speak in direct discourse (Direkte Rede = D), indirect discourse (Indirekte Rede = I), so-called erlebte Rede (E) and inner monologue (Innenrer Monolog = M). All these forms belong to common knowledge except perhaps erlebte Rede. One of the foremost advocates of the objective or dramatic novel, Gustave Flaubert, ("L'artiste doit être dans son oeuvre comme Dieu dans la Création, invisible et tout puissant, qu'on le sente partout mais qu'on ne le voie pas.") is also among its first modern users. It furthers objective elimination of the author by obviating formal author analysis of character mentality, for in it characters express themselves, although indirectly. Yet, even if it offers the author a way out, nevertheless in the regional peasant novel of Karl Heinrich Waggerl it ushers him in again by the back door. It is the author presence, especially by means of erlebte Rede, in Waggerl's work which shall be investigated here.

Waggerl's novels of peasant life, like other outstanding recent works of the sort, are also commonly thought of as simple and objective, in contrast with the confusing, experimental techniques of expressionist literature. One of the newer reference books speaks in Waggerl's case too of "stillen, humorerfüllten Erzählkunst." But on closer examination Waggerl's quiet, simple-appearing style turns out to be most elusive, a complex mosaic of B, D, I and E — although, it is true, M is scarcely present at all. Indeed, the rather sophisticated and modern form of E dominates Waggerl's characteristic manner of writing.

B, D and I, doubtless, need no illustration from Waggerl. The following passage from "Brot," 1930, exemplifies E:

"Simon sitzt da, alle Kraft hat ihn verlassen, er weint mit offenem Munde und wagt nicht, sich zu rühren. Es wird eine lange, grausam lange Nacht, und am schlimmsten ist die Kälte, die sein schweißiges Hemd durchdringt, die ihn schüttelt und nicht zur Ruhe kommen lässt. Es ist eine Nacht der Prüfung. O Gott, Simon ist hochmütig gewesen, er kam irgendwoher, aus der Tiefe, und wollte Herr sein in der Einöde, darum ist er gestraft worden. Sein Mut ist gebrochen, er will den Tag erwarten, und dann will er alles verlassen. Seine Ziege wird er an den Strick nehmen und gehen, wie er gekommen war. Es ist zu schwer für einen einzelnen Mann." (Brot, 24/25)

The narrative at the beginning (B), "Simon sitzt da" gives way to a reflection of Simon's thoughts and feelings (E), "O Gott, Simon ist hochmütig gewesen." True, there is no indication of discourse, direct or indirect: no quotation marks, no verb of saying, no subordinating conjunction, no subjunctive as in indirect discourse. Yet more than the exclamation of spoken parlance "O Gott" and the colloquial repetition "eine lange, grausam lange Nacht" prove that this is no longer the nar-

ration of events. For these do not represent the facts: Simon isn't punished and isn't sitting, as he thinks, on the edge of the abyss, but ridiculously safe on his own meadow. These are but his deluded thoughts as long as night and fog last.

Thus Waggerl uses this means of E to reveal the psychology of his people. Certainly, no abstract analysis of character by an omniscient author is ever undertaken. Rather the characters are seen through E as they react from time to time to specific events. So Elis of the novel "Schweres Blut," 1931:

(B) "Indessen wird es Zeit, den Dünger hinauszubringen.
(E) Elis will in diesem Jahr auch die geringeren Wiesen düngen, und wenn ihr nur jemand zu Hilfe käme, könnte sie daran denken, die Hutweide unter dem Wald zu entwässern . . . Nein, Elis hat keine Hilfe, woran liegt es nur, daß niemand auf Lehen bleiben will?" (*Schweres Blut*, p. 71)

The negative and the question are both characteristic of spoken, not narrative, style; they are the outward signs, despite the third person and lack of definite indication "she thought," that these are the reflections passing through Elis' mind. Use of the present tense brings them closer to the words of direct speech: "Ich will die Wiesen düngen," etc. True, the tense of narration is also the present tense: could the colloquial familiarity of Waggerl's so frequent use of E have attracted B into the present? At any rate, both B and E — which, by the way, occurs with other authors more frequently in the past so that Walzel (*Das Wortkunstwerk*, 1926, p. 207-30) even characterizes it as a form of speech in the past — attain closeness and familiarity by common use of the present tense.

Not that one always has access to the workings of Elis' mind. Sometimes she is seen only from the outside. Thus E revealing Christian's thought shows him conjecturing about Elis' inner state:

(B) "Er (Christian) brummt und bläst durch seinen Bart und versucht, auf seine Art etwas Tröstliches zu finden. (E) Wenn ihm Elis nur ein wenig zu Hilfe käme, so würde er gewiß Rat schaffen, ein Mann, der die Welt kennt, zu Wasser und zu Lande. Krank kann Elis nicht sein, durchaus nicht. Einmal muß sie sich abends sogar hinsetzen, um den Bund an ihren Röcken weiter zu machen, so sehr blüht sie auf, so rund und stattlich wird Elis in den Hüften." (l. c., p. 193)

"Ein Mann, der die Welt kennt, zu Wasser und zu Lande" are not the author's words for old Christian; rather they are Christian's own opinion of himself. The irony implied in thus straightfacedly repeating Christian's self-esteem is inherent in E which permits a character to express a simple point of view different from the omniscient one of the author. Of such stuff is the humor attributed to Waggerl.

The viewpoint of E shifts not only from one character to another; E also speaks for the group. Thus village opinion on Josef in "Schweres Blut":

"Nein, es ist etwas Schiefes, Unnatürliches an diesem Menschen, man weiß nur nicht, woran es liegt. Man weiß auch nicht, was sein junges Gesicht so abstoßend macht. Die Augen stehen zu weit auseinander, das ist es vielleicht, und er hat fleckige Augen. Im Grunde ist Josef gewiß nur unglücklich, seine Prahlelei mit der Zeitung, seine aufrührerischen Worte entspringen einer geheimen Wunde in seiner Seele." (l. c., p. 82)

Here the pronoun is "man" and the viewpoint that of the village in general.

Never does Waggerl use the first person "ich" in inner monologue, the direct means of expressing a character's thoughts. The indirectness of E in the third person doubtless fits much better the reserve of his simple, inarticulate people. With the doctor in "Schweres Blut," an educated man who might well give expression to his tortured feelings, use of the same indirect E technique creates mystery and distance about him. But the doctor is an exception. Most of Waggerl's people are simple souls, too reserved for direct self-expression. Like Elis:

"Die beiden (Christian and Elis) verstehen einander gut, sie tun sich manches zuliebe. Vater, sagt Elis zuweilen, Vater Christian. Aber sie kann von dem nicht reden, was sie so bedrückt. Es ist Stolz oder Scham, etwas von dem Trotz des einzelnen, der sich nicht preisgibt und der sich selbst zum Schicksal wird. Es liegt im Blut. Der Bauer kann nicht geschwätzig sein, Worte sind keine Hilfe für ihn. Er redet durch das, was er tut." (l. c., p. 194)

But if the monologue in the first person is rare, yet E in the second person does occur, as though the character were talking to himself. Thus Simon in "Brot":

(B) "Jetzt versteht Simon. — (E) Schandkerl! Sitzt du jetzt da und kaust an deinem Bart? Ach, Simon ist schwer getroffen, vernichtet ist er, geschlagen, Regina hat einen Sieg errungen, der unvergleichlich ist in der Geschichte von Eben." (l. c., p. 170)

The second person lapses into E of the third person. Similarly in "Schweres Blut" a second-person imperative in the midst of Marianne's third-person reflections indicates the same sort of self-admonition:

"Was ist sonst noch zu tun in dieser Morgenfrühe? Nichts weiter. Man tritt an den Spiegel und betrachtet ein ruhiges, ein müde lächelndes Gesicht. Man dehnt sich ein wenig in den Kleidern, irgendwo muß da wohl ein Knopf nicht richtig geschlossen sein, aber laß es jetzt. Schütte lieber frisches Wasser in das Glas mit dem Buchsbaumzweig. Er ist das einzige Grüne und Lebendige in diesem Zimmer, am ersten Morgen lag er vor dem Fenster." (Schweres Blut, p. 109)

"Man" does not indicate here the collective voice. Rather, like the imperative "schütte," it too approximates an indication of what to do, but most impersonal, general, indirect. It seems to form part of this disassociated monologue, this talking to oneself.

But is Marianne talking to herself in the following passage?

"Ist es so? denkt die Frau verwirrt. Ist hier niemand mehr?

Doch, Marianne! Öffne die andere Tür! In diesem Zimmer liegt der Mensch, den du suchst. Er liegt lang ausgestreckt auf dem Bett unter einem weißen Tuch, ist das nicht eine seltsame Art zu schlafen?

Ja, vielleicht schläft er, rufe ihn! Steh nicht so verzagt unter der Tür, sage dein gutes Wort, dein Bekenntnis und deine Bitte! Aber du mußt ihn laut rufen, denn der Mann schläft tief. Du mußt die Ewigkeit mit deiner armen Stimme überschreien, denn der Mann ist tot." (l. c., p. 231/2)

The last admonition "du mußt die Ewigkeit überschreien" exceeds Marianne's grasp of her own situation. Even the preceding imperatives seem to indicate more ironic perspective than might be expected of her. However, at least the last statement surely indicates the presence of an author who addresses his character.

In the last paragraph of the following passage too, an author who knows more than Blas seems to speak to him, even if the first sentences might be interpreted as Blas' own words to himself:

"Ach, täusche dich nur nicht, Blas, mit deinen Scherzen! Elis ist viel klüger als du denkst. Sieh dich vor, sie hat schon seit langem eine Schlinge für dich ausgelegt, mit beiden Füßen steigst du jetzt hinein. Hüte dich, mit beiden Armen greifst du zu!

Ja, warte nur! So stürmisch ließe dich Elis nicht mehr werden, wenn sie nicht wüßte, daß ihre Schlinge diesmal sicher sitzt." (Schweres Blut, p. 293/4)

If one may doubt the presence of an author who knows better in this last admonition to Blas, at least the following piece of wisdom includes explicit mention of an interpreter:

"Aber wieder ein anderer Mensch verhungert, irgendein Mensch in der Ferne, er weiß nicht warum, und verflucht sein Schicksal. Ja, sein Schicksal kommt aus dem Stück Ödland, das jener Mensch, der Kesselieter, verlassen hat. Dort ist eine Bresche gerissen worden, durch die strömt unaufhaltsam Not. Und es ist eine Quelle versiegt, eine von den heiligen und geheimnisvollen Quellen des Lebens. Das meint Elis, mit Worten kann sie es nicht sagen." (l. c., p. 95)

This is Elis' opinion of production and consumption in a world economy, but another must express it for her. These are not her words and, indeed, such talk of fate and the sacred and secret sources of life seems too eloquent for her. Yet the tone is still that of E with its repetition "irgendein Mensch," its "ja" of spoken language and its succession of short main clauses. Here an author definitely confesses that he must interpret for his characters in more eloquent words than they would command, yet the spoken E style in which their thoughts are usually reflected colors his pronouncement too.

Again in "Mütter," 1935, the author is heard expressing wisdom avowedly beyond the reach of his characters:

"Schaut, den einfachen Leuten, den geringen, denen ist das Rechte und das Schlechte nicht so deutlich gemacht, die leben gleichsam näher dem geheimnisvollen Untergrund alles Geschehens, in dem Gut und Böse noch ungeschieden ruht und aus dem wir alle unsere Herzen nähren . . ." (Mütter, p. 29)

The moral of this passage is drawn from Barbara's action, but the author admits that Barbara herself is incapable of such abstraction:

"Nein, Barbara nahm so etwas nicht wichtig, das kam gelegentlich und ging vorüber, sie vergaß es." (l. c., p. 29)

Yet, again repetitions, "nein," and short clauses reflect the style of speech, not writing, as typical in E.

"Schaut" in this last piece of authorial wisdom doubtless means no more than a colloquial exclamation. Similar second person plural imperatives, "seht ihr," and "versteht ihr," are frequent in the spoken style of E. Sometimes, however, they are used as more than a superfluous interjection. Peter evidently means Regina and Eva when he thinks "ein Mann, seht ihr wohl!" in this passage from "Brot":

"Ja, Eva schaut einige Male erschrocken nach ihm (Peter) hin, während er geradezu mit allen neun höllischen Teufeln verhandelt, weil Stern nun wieder in den Milcheimer getreten ist. Es ist eine wahre Lust, gänzlich außer Rand und Band zu kommen,— ein Mann, seht ihr wohl, der wegen eines Milcheimers so maßlos in Zorn geraten kann!" (Brot, p. 308)

But, if Peter in the E above directs his thoughts at other characters, the following second person plural imperative is launched beyond the frame of the novel at city people, one group of readers:

"Es liegt Schnee auf der Halde, und da erfindet Peter etwas. Ach, bildet euch nicht ein, daß i h r das erfunden habt, ihr in den Städten!" (l. c., p. 225)

The boy Peter has discovered for himself skis and skiing. It seems improbable that he would so think of city people. Even if this is his and not the author's proud boast, it is apparently directed at part of the readers and not at any group in the novel.

Christian in "Schweres Blut," if these are his thoughts, seems to address with the following second person plural imperatives readers in general:

"Nehmt es nicht übel, wenn Christian plötzlich anfängt, nach den Krähen auszuschauen, nach den rauchblauen Bergen in der Ferne!" (Schweres Blut, p. 27)

And he asks of the same "ihr" in general:

"Wie seltsam ist es, hier zu liegen, ganz allein unter der klaren Glasglocke des Himmels! Christian fühlt sich unbeschreiblich einsam und entrückt. Habt ihr das nie erlebt?" (l. c., p. 27)

At least the address of the above admonitions seems to be clearly men in general, whether within or without the novel.

Christian's appeal for understanding, "habt ihr das nie erlebt?", might be launched by an author. Just as some outside presence had to interpret for Elis, so it seems as if an author thus demands comprehension for Simon:

"Aber versteht ihn recht: es ist schwer für einen einzelnen Mann, sich alles zurecht zu legen, es will so vieles bedacht sein."
(*Brot*, p. 10)

Are not author and reader involved in the "seht ihr wohl" of the closing lines of "*Brot*"?

"Herbst!" sagt Simon und lächelt.

Ja, seht ihr wohl, es ist Herbst geworden . . ." (l. c., p. 407)

Something elusive about E makes it difficult to grasp definitely the author and reader presence felt in these quotations. The frequently ambiguous origin of passages in E has been remarked by most observers. Walzel notes it, but decides categorically for origin with the character, not the author:

"Die erlebte Rede erweckt nicht mit voller Sicherheit den Eindruck, daß nicht die Berichterstatter, sondern ihre Menschen sprechen. Aber wenn die eben geschilderte Ausdrucksweise gleichfalls eine Art Ungewißheit übrig läßt, wer eigentlich die Verantwortung für das Vorgebrachte trägt, so ist es ihr doch fremd, den Inhalt ihrer Worte jemals ernstlich dem Verfasser zuzumuten." (Das Wortkunstwerk, 1926, p. 229)

Werner Günther does E's ambiguity of origin fuller justice when he stands on middle ground: he attributes to E a double viewpoint (Doppelsicht), within and also without the characters:

"In ihr (E) ist der Dichter Schauspieler und Zuschauer seiner Welt zugleich, die Rede des Einzelnen erscheint in ihrer dramatischen Unmittelbarkeit und zugleich chronikartig distanziert als Bericht." (Probleme der Rededarstellung, Die Neueren Sprachen, Beiheft 13, Marburg, 1928, p. 86)

But, although in the outer form the author remains invisible, Günther gives primacy to the author's inner presence in E:

"Sie ist in Wahrheit die subjektivste, lyrischste aller Redeformen, diejenige, in der der Erzähler zu seiner Figur im Verhältnis ungeheurer Spannung steht. Die zentrale Stellung des Dichters ist verschleiert von der äußeren Objektivität der Darstellung, horcht man aber hin, so hört man den Herzschlag des Erzählers ebenso laut, ja lauter als den der dargestellten Person." (l. c., p. 87)

Some of the E quoted here from Waggerl's works should indicate the possible presence of the author in his books, and even his inclusion of the reader.

But not only in E is the author's presence felt. Questions are asked

about a character's motives. Simon digs a trap in the intention of catching the miller who has been visiting Simon's wife:

"Simon hätte dieses Loch im Herbst graben sollen, in der warmen Zeit, warum tut er das jetzt, mitten im Winter?" (Brot, p. 96)

And the answer in E from Simon's experience:

"Nun, er will die Fuchsfalle aufstellen." (l. c., p. 96)

And when Simon, lurking nearby, hears the miller screaming in the trap, it can only be the author who, rather than reporting his character's actions, criticises them by putting questions thus:

"Jetzt löst sich der Mann aus dem Schatten — jetzt geht er wohl hin und reißt das Eisen auseinander? Das hätte er längst tun müssen; trägt er kein Herz im Leibe?

Nein, Simon geht zurück." (l. c., p. 100)

The author places himself outside his characters in true objective fashion as if he too must wonder about their actions. He places himself on any observer's, that is on reader's, ground.

In "Mütter" he inquires about Jakob's motives for anger against his wife:

"Was ist es denn im Grunde, was bringt den Hausierer so auf? Reue könnte es sein, eine Art Scham, oder er denkt, daß ihn die Frau ins Unrecht setzen will mit ihrem Gehabe. Lief sie nicht zum Wachtmeister und verklagte ihn, er hätte ihr das Umbringen angedroht?" (Mütter, 1935 (p. 124)

In answer to his own question, "was bringt den Hausierer so auf?", the author advances two hypotheses. "Lief sie nicht zum Wachtmeister" then continues in E reflecting Jakob's thinking.

Besides the rhetorical question about action and motives, the pointing gesture reveals the presence of an author. Waggerl introduces characters by pointing them out, as if he were the narrator at the side of the stage presenting the people in a play:

"Das ist Simon Röck — der Mann, der Bauholz in die Einöde schleppt." (Brot, p. 7)

Jakob too is welcomed with the same "das ist"-gesture:

"Um die Abendzeit wandert ein Mann durch das Tal herein, das ist Jakob aus dem Dorf, der Hausierer." (Mütter, p. 5)

Even a dog merits the pointing finger on his first appearance:

"Ein Schatten schnellt über den Zaun, das ist Cäsar, der Hund." (Schweres Blut, p. 10)

If the pointing gesture makes an author felt who seems to stand close to his characters, it also is aimed at a reader — perhaps better called spectator — whom it draws close to the scene by its colloquial informality and the immediacy of its present tense.

The author also emerges in moralizations. In the first novel, "Brot", he moralizes little more than by interpreting his characters' theories in

E, as in Elis' economics already quoted. In "Das Jahr des Herrn," 1933, he generalizes apart from any character in the novel and apostrophizes the eternal peasant thus:

"Der Tag, den du beginnst, ist nicht irgendein Tag, es ist Floriani oder Siebenmänner oder der Tag, an dem du säen sollst, Heu machen und Korn schneiden, damit das Jahr sich rundet . . ." (Das Jahr des Herrn, p. 7/8)

"Es ist einer von den beschaulichen Abenden in der Sommerszeit, warm und still. Du hängst den Feiertagsrock um die Schultern und gehst um das Haus und ein wenig an den Zäunen entlang, nur um zu schauen und den Gedanken nachzuhängen, die von weither kommen . . ." (l. c., p. 159/160)

"Und darum, weil du so denkst, wirst du immer arm bleiben, du ewiger Bauer an deinem Zaun!" (l. c., p. 162)

The lyric sentiment and eloquent style of these passages apparently differs from the irony and colloquialisms of some of the E quoted. But the closeness of the "du"-relationship between the author and his visualized figure is felt to be the same.

So close is the relationship that one might almost ask whether such "du"-moralizations might not really be monologues, the author talking to himself on the basis of universal human experience. Thus he seems to apostrophize any man on the subject of spring:

"Ja, du schüttelst ab, was welk an dir war, deine Sorge will dir nicht mehr so groß, dein Kummer nicht mehr so unabwendbar scheinen. In deinem Garten stehst du und betrachtest den alten Kirschbaum . . ." (l. c., p. 77)

"Aber nichts ist zu vergleichen mit einem Tag im späten Winter, der dich plötzlich anröhrt und sagt: Wach auf! Du gehst vielleicht auf den gefrorenen Wegen oder am frühen Morgen über die Felder, und da ist nichts Ungewöhnliches, Schnee und blanke Kälte überall. Allein dann streift dich ein Zweig, plötzlich hast du Knospen vor Augen, zarte rosige Knospenfinger an diesem Apfelbaum . . ." (Schweres Blut, p. 152)

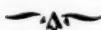
That the author does stand on the ground of all men's experience and includes the reader in his reflections becomes clear in a moralization ending in the first person plural "wir alle" from "Mütter." He compares the village life to a play which can suddenly lose its illusion and become mere tinsel:

"Ja, das widerfährt uns allen einmal, in solchen Augenblicken sind wir gottverlassen allein und ausgestossen in unserem Narrengewand, und ein Kummer fällt uns an, für den wir keine Gebärde haben, schwarze Verzweiflung, die nicht von dieser Welt ist. Oh, wir sterben viele Tode, solange wir leben, der letzte ist nicht der bitterste!" (Mütter, p. 114/5)

True, the author's presence in Waggerl, except, of course, in his first-person, more or less autobiographical "Wiesenbuch," 1932, and "Wagrainer Tagebuch," 1936, is never explicit as in Jean Paul. Waggerl's novels

are outwardly objective. But an undercurrent of humor, solicitude and sentiment is felt in his work that betrays the author's presence. It can mostly be seized in passages of the equivocal E, which, indeed, colors the whole style.

Yet, the fact of the author's presence especially in the E passages of Waggerl's work should not be made the rule for E. No form analysis can be generalized without reference to the content. The same E technique in Karl Benno von Mechow's short story "Der unwillkommene Franz," 1935 (Langen-Müller, Die kleine Bücherei 12, München) conveys on first glance the impression of cold distance and irony; indeed, Mechow's use of E might prove to be the opposite of Waggerl's. The content of Waggerl's "Brot" is summarized by F. W. Kaufmann ("Karl Heinrich Waggerl: Brot," MDU, XXVII, No. 5, May 1935) as longing for an existence close to earth (cf. also Kaufmann's introduction and Schlußwort to the school edition of "Brot," Gateway Series, W. W. Norton, N. Y.). Indeed, in real life Waggerl has found his home among the mountain people of his novels. The first-person narratives, "Das Wiesenbuch" and "Wagrainer Tagebuch", reveal a narrator evidently close to Waggerl's heart who lives close to the peasants about him, almost one of them. Doubtless, this outlook on life, this civilization-ennui and longing for the simple existence, which Waggerl has displayed in both his living and writing, explains his closeness to the characters of his novels, this ambiguous subjective-objective author presence in his work.



Delta Phi Alpha

Despite abnormal conditions caused by the war in Europe, Delta Phi Alpha, the National Honorary Fraternity in German, continues to maintain its high scholastic standards and to grow. Hobart College, Geneva, N. Y., was taken in as Beta Phi last spring, making forty-three active chapters. The total membership is now well over three thousand. An annual prize was again awarded to each chapter. This year John Quincy Adams' translation of Wieland's *Oberon*, edited by Professor A. B. Faust was selected as the prize. Information about Delta Phi Alpha may be obtained through either the National President, Dr. James A. Chiles, Wofford College, Spartanburg, S. C., or the National Secretary-Treasurer, Dr. Edwin H. Zeydel, University of Cincinnati. The organization publishes an annual bulletin, which appears in October.

GOETHES „FAUST“ ALS KUNSTPÄDAGOGISCHE AUFGABE

ERICH FUNKE
University of Iowa

Je bedeutender ein dichterisches Werk als künstlerische Leistung ist, umso stärker erhebt es die Forderung, nicht nur seinem Ideengehalt nach, sondern auch seiner inneren Natur gemäß, nämlich als Kunstwerk, betrachtet und behandelt zu werden. Mann kann eine Blume unter dem bloßen Gesetz der naturwissenschaftlichen Methodik behandeln, sie zerlegen, und die Struktur des Kelches, die Form und Zahl der Blütenblätter, die Staubgefäßzahl und die Stempelform zu bestimmen suchen. Das wäre eine objektiv wissenschaftliche und logische Analyse. Man kann sie aber auch mit dem Auge des empfindenden Menschen betrachten, um ihre aesthetische oder – um mit Goethe zu reden – ihre sinnlich-sittliche Wirkung zu spüren. Sinngemäß auf die Literatur angewandt mag die erste Verhaltungsweise dem Objekt gegenüber, soweit reine Forschung in Frage kommt, durchaus am Platze sein, wenn sich auch selbst die Forschung der zweiten Betrachtungsart nicht völlig begeben kann. Wo die Dichtung aber dem Bereich der Erziehung eingeordnet wird, muß die zweite Behandlungsweise gewählt werden, wenn dabei der Hauptzweck erzieherischer Tätigkeit überhaupt erreicht werden soll.

Unter den großen Schöpfungen des dichterischen Geistes steht Goethes „Faust“ mit an erster Stelle, und, soweit es sich um deutsche Literatur handelt, hat er nicht seines gleichen. Nicht nur wegen seiner gedanklichen Tiefe sondern auch wegen seines hohen künstlerischen Wertes ist er jedem Gebildeten teuer. Es gibt kein Werk der neueren Literatur, – und ich spreche hier nur eine allgemein bekannte und anerkannte Tatsache aus, – das sich so fruchtbar für die Bildung des menschlichen Geistes – Bildung im Sinne einer Tätigkeit wie eines Ergebnisses – erwiesen hätte.

Jede Generation hat eine pädagogische Aufgabe der folgenden gegenüber, die in der Hauptsache darin besteht, daß sie der jüngeren die echten Lebenswerte erschließt, die sie durch Tradition und Erfahrung selbst gewonnen und als solche erkannt hat. Sie hat dies auf dem besten d. h. wirksamsten Wege zu tun, denn der Aufgaben sind viele und das Dasein ist kurz. Freilich ist eigene Erfahrung der stärkste Faktor jeder menschlichen Bildung. Die Aufgabe der Pädagogik aber ist Darbietung und Leitung, daß die Jugend das Rechte finde und auf dem geradesten Wege zur Entfaltung ihrer eigenen Anlagen gelange.

In Bezug auf „Faust“ ist der älteren Pädagogik diese Aufgabe nur in einer Hinsicht geeglückt oder auch häufig nicht geeglückt, eben weil sie das Werk zu einseitig auf seinen Gehalt hin untersuchte und zerlegte und die Form darüber nicht zur Geltung kommen ließ. – Der Universitätsprofessor hielt es unter seiner Würde, von seinen philologischen Maximen abzuweichen, – und der Lehrer an der höheren Schule mußte Aufsatzthemen haben. Überdies, wozu hatte man das Theater und den Schauspieler!

Dieser letzte Einwand hatte, soweit Deutschland in Frage kommt, seine Berechtigung, denn Goethes „Faust“ ist auch heute noch eins der meistgespielten und beliebtesten Stücke auf der deutschen Bühne, und zwar nicht nur der erste Teil, der zum eisernen Bestand jedes deutschen Spielplanes gehört, sondern auch, zumal auf den größeren Theatern, der zweite Teil, an dem sich fast alle bedeutenden Bühnenleiter der Neuzeit versucht haben. Auch der „Urfaust“ erfreut sich großer Beliebtheit, und vor einigen Jahren sah ich ihn von einer Wanderbühne („Mitteldeutsches Landestheater“) in einer kleineren Industriestadt Mitteldeutschlands wirkungsvoll aufgeführt. So hat Deutschland eine lebendige Faustkultur, die, soweit die Kunstform des Werkes in Betracht kommt, vorwiegend im Theater gepflegt wird. Universität und Schule kümmerten sich wenig um diese Seite des Werkes, obgleich die Bühnendarstellung die allgemeine Bereitschaft für die begeisterte Aufnahme des „Faust“ in breiteren Kreisen des deutschen Volkes zweifellos geschaffen hat.

Die Zahl der Professoren und Lehrer in Universität und Schule, die sich bei der Behandlung des „Faust“ der pädagogisch-künstlerischen Aufgabe unterziehen, war und ist auch heute noch verschwindend gering, und es ist mehr ein glücklicher Zufall, wenn ein begabter und feinempfindender Lehrer seine Ausführungen über das Stück durch ein ausdrucksvolles Vorlesen einiger bezeichnender Stellen ergänzt. Wie unendlich reicher aber wird dadurch die Darbietung!

Ich erinnere mich selbst mit größtem Vergnügen einer Vorlesung Albert Kösters in Leipzig über „Die Gedichte Goethes in zeitlicher Reihenfolge“, in der Köster, der einer der geistvollsten und vielseitigst gebildeten Germanisten seiner Zeit war, seine textkritischen und biographischen Ausführungen durch den packenden Vortrag verschiedener Gedichte ergänzte. Erst durch sein meisterhaftes Vorlesen ist mir, — um nur ein Beispiel zu nennen, — die Dämonie des Goetheschen Hexenliedes ganz aufgegangen.

Wie unendlich viel läßt sich aus einer solchen Behandlung auch für den „Faust“ gewinnen! Man wende hier nicht ein, daß das für deutsche Schulen und Universitäten zutreffen mag, daß wir aber in Amerika, wo wir das Deutsche nur als Fremdsprache lehren, zu solchen Höhen nicht vorzudringen vermögen.

Diese Auffassung ist irrig. An und für sich sollte jedes große dichterische Werk, auch das fremdsprachliche, dem Studenten als künstlerisches Erlebnis nahegebracht werden. Ein Teil des Mißerfolges im fremdsprachlichen Literaturunterricht liegt darin begründet, daß die Worte des Dichters zu sehr nur in ihrer lexikalischen Bedeutung und nicht ihrem symbolischen Gehalt und ihrer musikalischen und rhythmischen Natur nach erfaßt werden.

Wir befinden uns in einer ähnlichen Lage, wenn wir in Deutschland im englischen Unterricht Shakespeare darzubieten haben, — etwa Hamlet, Macbeth, the Merchant of Venice oder Midsummernight's Dream. Ich denke hierbei an eine eigene Erfahrung, wo Schülerinnen einer guten Un-

tersekunda in Halle Szenen aus dem Sommernachtstraum unter Benutzung der Mendelssohnschen Musik in ihrer Klasse englisch aufführten.

Die Stunde dieser Aufführung gehört mit zu meinen schönsten pädagogischen Erinnerungen, und ich bin sicher, daß auch die Schülerinnen dieser Klasse, die sich der Aufgabe mit soviel Begeisterung unterzogen, sie nie vergessen, und daß sich ihnen die Schönheit und Größe der Shakespeare'schen Dichtung, die ihnen damals zum ersten Mal aufgegangen sein dürfte, unvergeßlich eingeprägt hat.

Wenn dies in Deutschland mit einem bedeutenden Werk der englischen Dichtung möglich war, weshalb sollte sich ähnliches nicht in einem englischsprechenden Lande mit einem großen Werk der deutschen Dichtung verwirklichen lassen?

Ein zweiter Grund, weshalb wir gerade in Amerika Goethes „Faust“ dem Studenten auch als Kunstwerk in der Vorlesung nahebringen sollten, ergibt sich aus der Tatsache, daß uns hier nicht, wie in Deutschland, die Bühne ergänzend zur Seite tritt, daß daher der Student allzu einseitig auf die rein gedankliche Bedeutung des Textes eingestellt wird und über einigen Mängeln des Werkes nicht dazu kommt, seine wirkliche Größe zu erfassen. Manches absprechende Urteil amerikanischer Studenten und Professoren über den „Faust“ erklärt sich daraus.

Fast an allen bedeutenderen Colleges und Universitäten Amerikas werden Vorlesungen über Goethes „Faust“ gehalten, in denen mindestens der erste, in den meisten Fällen auch der zweite Teil behandelt wird. Es sei mir daher gestattet, hier einige praktische Vorschläge für die künstlerisch-pädagogische Behandlung des Werkes zu machen.

Man wird dem Studenten kaum vor Vollendung des dritten Jahres Deutsch, d. h. nachdem er eine wirklich gute Lesefähigkeit in der Sprache erlangt hat, das Drama vorsetzen. Eine Erarbeitung des Textes und des Ideengehaltes im ganzen, — man gebe dem Studenten dabei neben dem deutschen Text ruhig eine gute englische Übersetzung in die Hand, — ist die natürliche Voraussetzung für die aesthetische Behandlung des Werkes. Durch sie lasse man den Studenten das Wunder der Goetheschen Sprache und seiner künstlerischen Schau so eindringlich wie möglich erleben.

Die Mannigfaltigkeit der Versformen und ihre Bedeutung für den Stil des Werkes muß ihm klar gemacht werden. Interessant ist da zunächst der Vergleich zwischen dem an die Puppenspielvorlage erinnernden Knittelvers des „Urfaut“ mit seinen klappernden Reimen und den Dialektformen der apostrophierten unbetonten e-Endungen und zwischen den rhythmisch und musikalisch volleren und tiefer klingenden Versen des späteren „Faust“.

Die Eingangsverse des „Urfaut“ lauten:

„Hab nun ach die Philosophey,
Medizin und Juristerey,
Und leider auch die Theologie
Durchaus studirt mit heißer Müh.“

Man höre dagegen den Eingang der Szene „Nacht“ in der endgültigen Fassung:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und, leider! auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.“

Auch die Umwandlung der wilden Prosa einzelner Szenen des „Urfaust“ in die gereimten Verse des Fragmentes und des Ersten Teiles und der grandiose Sturm-und Drang-Rest der Szene „Trüber Tag, Feld“ ist für das Verständnis der künstlerischen Entwicklung des Dichters bedeutungsvoll.

Dem volkstümlichen Knittelvers stellt sich die häufige Verwendung liedhafter Formen an die Seite, denen wieder die feierliche Stanze oder der gereimte grandiose Achtzeiler (im Gesang der Erzengel) gegenübertritt. Man wird nicht verfehlten, auf die herrliche Terzinenreihe des Faustmonologes im Anfang des zweiten Teiles hinzuweisen — („Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig . . .“), um weiter den Blick auf die meisterhaft angewandten klassischen Vermaße des Helenaaktes zu richten, deren Krönung die jambischen Trimeter im Munde Helenas bilden:

„Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, . . .“

Und dagegen wieder der grandios einfache Vers des Chorus Mysticus mit seinen reichen und seltenen Reimen und dem kunstvollen Wechsel in seiner rhythmischen Struktur, der das Werk tief und schön ausklingen lässt.

Die Prosodie des Faust an sich zu studiern ist schon Genuß und eine Quelle wertvoller stilistischer Erkenntnisse.

Tiefer aber führt uns das Studium der Sprache Goethes selbst in seine Kunst ein. Immer wieder staunen wir über den schöpfersichen Genius, der sich hier wie in kaum einem anderen Werk der neueren Literatur offenbart. Natürlich müssen wir bei dieser Betrachtung stets den deutschen Text zugrunde legen, denn die Übersetzung einer großen Dichtung, auch die beste, kann immer nur ein schwacher Abglanz des Originale sein.

Gerade die kraftvollsten und originellsten Wortbildungen im „Faust“ lassen sich nicht übersetzen, weil sie selbst Fund einer glücklichen Stunde des Genius sind.

Ein Wort wie „umwittert“ am Schluß der ersten Stanze der Zueignung, in dem sich noch einmal das Geheimnisvolle, Geisterhafte, ja, Unheimliche der „Schwankenden Gestalten“ der Dichtung zusammendrängt, ist ein Beispiel dieser Art. Und wie krönt es gewissermaßen den ganzen Vers! —

„Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.“

Oder man denke an die unübertrefflich kurze Charakterisierung des Mephistopheles

„Du Spottgeburt aus Dreck und Feuer“,

in der sich das Geistig-geniale und das Triebhaft-gemeine dieser Gestalt in einer Formel von unerhörter Prägnanz ausdrückt. Jeder Darsteller des Mephistopheles sollte sich diese Formel, die den Schlüssel jenes Charakters bietet, einprägen und danach die Rolle gestalten. Auch für die pädagogische Betrachtung bildet sie einen glücklichen Ausgangspunkt für die Erfassung des Gegenspielers des Helden.

Ein anderes Beispiel, das in diesen Zusammenhang gehört, ist das lebendige Kleid der Gottheit in dem Hymnus des Erdgeistes. Und daneben eine Fülle anderer einzigartiger Einfälle, wie sie nur ein ganz großer Gestalter der Sprache aufzuweisen hat.

Ich sage nichts Neues, wenn ich feststelle, daß der ganze „Faust“ ein Wunder der deutschen Sprache ist, aber ich glaube, daß wir uns nie ernst genug klarmachen, daß er nicht nur mit dem Auge aufgenommen werden darf, und daß wir auch dort, wo der „Faust“ Gegenstand einer Vorlesung ist, dies zu beachten haben. Man denke an Goethes eigenen Ausspruch, daß große Poesie immer für das Ohr geschaffen ist.

Eduard Sievers war der erste, der als Wissenschaftler die Sprache des „Faust“ in ihrer akustischen Natur zu erkennen gesucht hat. Er stellt fest, daß Goethe auch die Sprechmelodie als Mittel der Charakterisierung benutzt hat. Fausts um die letzten Wahrheiten ringende Persönlichkeit drückt sich im Tiefschluß seiner Verse aus, während die Rastlosigkeit und der Skeptizismus des Mephistopheles sich in dem Vershochschluß dieser Rolle wiederspiegelt.

Auch das Tempo der beiden Sprechformen ist verschieden und in der gegensätzlich konzipierten geistigen Spannung der beiden Charaktere bedingt. Ebenso ist die verschiedene artikulatorische Spannung in der Sprechform Fausts und Mephistopheles' Mittel der Charakterisierung. Die Konsonanten in Fausts Sprache sind weniger gespannt, und die Vokale treten mehr in den Vordergrund, während bei Mephistopheles die Vokale im ganzen kürzer sind und zugunsten der Konsonanten zurücktreten, die hier besonders scharf, d. h. mit hoher Muskelspannung, artikuliert werden.

Eines der einleuchtendsten Beispiele der Charakterisierung durch gegensätzliche Sprechform ist der „Prolog im Himmel“, wo gegen die volltönende, brausende Sprechhymne der Erzengel die scharfe, spöttende Stimme des Teufels aufspringt, um sich in dem Zwiegespräch mit der ruhigen tieftönenden Stimme des Herrn zu triumphal-dämonischem Aufschrei zu steigern:

„Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.“

Der Stimme des Herrn liegt dagegen die des Erdgeistes nahe, in der ebenfalls das Mythische groß aufklingt und sich in dem Hymnus des Geistes geradezu zum Sprechgesang erhebt:

„In Lebensfluten, im Tatensturm
 Wall' ich auf und ab,
 Wehe hin und her!
 Geburt und Grab,
 Ein ewiges Meer,
 Ein wechselnd Weben,
 Ein glühend Leben,
 So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
 Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.“

Ein wichtiger Punkt der Verlebendigung des Dramas ist die Vergegenwärtigung der dichterischen Vision, die den einzelnen Szenen zugrunde liegt. Im Theater kommt uns das vom Regisseur geschaffene Bühnenbild mit den darin sich bewegenden Spielern zuhilfe. Im Bühnenbild ist gewissermaßen die innere Schau des Dichters realisiert. Im Hörsaal oder Klassenzimmer müssen wir andere Mittel heranziehen, um der Phantasie des Studenten nachzuholen. Diese Ergänzung finden wir in der bildenden Kunst, vor allem in der Malerei.

Wieder und wieder hat der Pinsel des Malers und der Stift des Zeichners die Hauptsituationen des Dramas auf Papier oder Leinwand nachzubilden versucht. Zunächst werden wir an Goethes eigene Zeichnungen zum „Faust“ denken, dann an die zahlreichen Fausbilder anderer Künstler in den verschiedenen Zeiten, unter denen die Deutschen, die dem Stoff naturgemäß wesensverwandt sind, der Form und dem inneren Sinn des Werkes am nächsten kommen. Vor allem sind hier die Bilder und Zeichnungen von Peter Cornelius, Moritz Retzsch, Schnorr von Carolsfeld, Adolf Menzel und Carl Zimmermann, sowie der großartige Silhouettenzyklus von Paul Konewa zu nennen. Die Franzosen zeigen durchweg Genialität der Auffassung, vor allem der von Goethe selbst gepriesene Eugene Delacroix; aber gerade bei diesem Künstler fühlt man sich von der Umdeutung des deutschen „Faust“ ins Französische fremd berührt.

Eine sehr gute Zusammenstellung der Abbildungen zum „Faust“ findet sich in Franz Neuberts Buch „Vom Doctor Faustus zu Goethes Faust“ (J. J. Weber, Leipzig, 1932). Anlässlich des Goethe-Jahres 1932 fand in Leipzig eine bemerkenswerte Ausstellung „Goethe in der Buchkunst der Welt“ statt, die nicht nur die Werke Goethes in hervorragend ausgestatteten Ausgaben aus fast allen Kulturländern der Erde zeigte, sondern auch außerordentlich interessante Illustrationen zu seinen Werken enthielt, unter denen die zum „Faust“ besonders reichhaltig und vielseitig vertreten waren. Ein Teil dieser Faust-Illustrationen ist im amtlichen Katalog der Ausstellung (Insel-Verlag 1932) wiedergegeben und für unseren Zweck ebenfalls sehr brauchbar.

Auch gute Zeichnungen und Photographien von bemerkenswerten Faustaufführungen mögen herangezogen werden, wie sie Julius Petersen in seiner ausgezeichneten Monographie „Goethes Faust auf der Deutschen Bühne“ (Quelle u. Meyer, Leipzig, 1929) bietet.

Das mit prachtvollem, scenischem Bildmaterial ausgestattete Buch

„Max Reinhart --- 25 Jahre Deutsches Theater“ (herg. v. Hans Rothe, R. Piper u. Co. München, 1930) enthält einige hervorragende Photographien der Gretchenrolle.

In den Prospekten einiger deutschen Bühnen (Berlin, Weimar, Frankfurt, Heidelberg u. a.) findet sich gutes Bildmaterial ihrer Faustaufführungen. Sehr wirkungsvoll sind die Bildwiedergaben der Dornacher Aufführung des ersten und zweiten Teiles.

Um dieses Material in der Vorlesung oder im Unterricht auszuwerten, sollte man sich eines guten Bildwerfers und Bildschirms in der Klasse bedienen.

Die Illustrierung des Faust durch Bildmaterial mag der sprecherischen Ausdeutung parallel gehen. Diese jedoch muß die wesentliche Darstellungsform bleiben. Wo der Professor seiner eignen Vorlesung der bedeutsamsten Stellen nicht genug Ausdruckskraft zutraut — jedoch sollte jeder Gebildete gut, d. h. sinnvoll, vorzulesen wissen, — mag er diese Aufgabe geeigneten Studenten überlassen. Auch gibt es eine Reihe guter Schallplatten zum Faust. Die Firmen „Der Laut“ — Berlin und L. Sperling — Stuttgart haben Sprechplatten zum ersten Teil hergestellt. „Linguaphone“ — New York bietet neuerdings Sprechplatten zum ersten und zweiten Teil des „Faust“ an. (Die Linguaphone-Platte zum 2. Teil ist meines Wissens die einzige ihrer Art, die verfügbar ist.) Auch ein guter Sprechapparat sollte in jeder neusprachlichen Abteilung vorhanden sein.

Wo es die Umstände gestatten, scheue man sich auch nicht vor einer Aufführung, wenn nicht des Gesamtwerkes oder auch nur des ersten Teiles, so doch einzelner wichtiger Szenen.

Wenn wir den „Faust“ dem Studenten als etwas Organisches im Sinne seines Dichters nahebringen und zum großen inneren Erlebnis gestalten wollen, müssen wir die Form gleichwertig neben den Gehalt stellen und sie auch mit den geeigneten und verfügbaren Mitteln lebendig zu machen suchen. Wir sind es dem Schöpfer des Werkes und unserer Aufgabe als Erzieher und Bildner der jungen Generation schuldig.



REVIEWING A REVIEW

SOL LIPTZIN

College of the City of New York

The March issue of the *Monatshefte* contains a review of Herbert Liedke's dissertation on *Achim von Arnim as a Critic*. The reviewer is undoubtedly a scholar with decades of experience in literary research, and his painstaking review contrasts favorably with the slipshod work of so many reviewers in less responsible journals. The latter often content themselves with comments based on the introduction or the conclusion of a book without troubling themselves about the main body itself. Professor Heinrich Meyer, however, is thorough in his reading and more than thorough in ferreting out errors and deficiencies in the study he subjects to analysis. His review may, therefore, serve as a basis for a discussion of some of the fundamental principles involved in the evaluation of scholarly studies.

With hundreds of books and articles published annually in the field of Germanics — not to mention allied fields such as philosophy, history, comparative literature — it is obviously impossible for any individual to read and digest the entire material. The rôle of the reviewer is, therefore, essential as the intermediary between the creative scholar and the student or teacher of German. He has certain duties and responsibilities towards both. He has to make clear to the reader the exact nature of the problem faced by the author, the method used in seeking a solution, and the conclusions arrived at. We expect of the reviewer an answer to some of the following fundamental questions: Was the problem in need of investigation? If so, why was it not investigated earlier? If it was already investigated, why was it necessary to undertake the work once more? Was the problem formulated in such a way that a satisfactory result was likely? Was the method used the best possible one? What are its advantages and what are its defects? Was it applied consistently and logically? What were the conclusions and were they the only ones dictated by the material or were alternative conclusions also possible? How do the conclusions confirm or modify opinions previously held on the subject?

To all these questions Professor Meyer devotes but the opening or introductory paragraph of a seven column review. We who are not Arnim-specialists as are Dr. Liedke and Professor Meyer, we who are wont to think of Arnim as primarily a poet and novelist, still do not know, as a result of the review, whether Arnim's activity as a literary critic is important or displays any unusual insight. We do, however, know, after reading the very lengthy review, that in Dr. Liedke's study of about two hundred pages Professor Meyer has been able to find a number of details which have either been omitted or on which a difference of interpretation is possible. This information can at most be of minor interest to us, but only after we are convinced that the subject as such is a valuable contribution to our knowledge.

There are two methods Professor Meyer might have used in appraising the value of Liedke's dissertation. He might have judged it either in comparison with other Arnim studies or else in comparison with typical dissertations of the Nineteen-Thirties. A beginner, though he devote years to the completion of a dissertation, will rarely master the entire field to the same extent as the reviewer who has been called upon to undertake the review on the basis of his specialized knowledge and experience. Such a reviewer should guide the beginner to greater maturity and encourage him to continue along a more fruitful approach, for normally there are not too many serious research workers in our field in this country. Reviewers are not very constructive, if they harp upon minute errors and leave basic new truths and insights unmentioned. He who does not err has not adventured along untrdden avenues of thought, and the standard of perfection expected of mature scholars, with decades of errors and the overcoming of errors to their credit, should not be the standard applied to hopeful first products of research.

The reviewer concludes that disgust with the system of guidance in the writing of dissertations animates his review. A better form of expression for this disgust might have been an attack upon the system rather than upon the victim of the system. This system, imported from Germany during the last century, has not been substantially modified during the present century, and Professor Meyer would be performing a valuable service to American scholarship, if he were to point out the direction which future guidance and training of young scholars should take.



ANSWER TO "REVIEWING A REVIEW"

HEINRICH MEYER
The Rice Institute

I was hesitant to publish the review in question as I feared that so much adverse criticism might hurt a young author. But it hurt me too that I could not praise much, and this somehow seemed to balance the scales, especially after I had added the remark about the "system". By this I meant that it is unwise, cruel, and fruitless to urge or even to expect young teachers to become Ph. D.-s or to publish papers and books before they are ready. Thus I wanted partly to excuse the author as a victim of present academic circumstances. I admit however that I also wanted to say that a professor who suggests, accepts, or recommends for printing a thesis ought to be its first and strictest critic. It appears to me that much good would accrue from observing these two factors: A student might then, in many years of close association with an author or a period,

let his views mature and his understanding deepen until finally a mature work has grown. And on the other hand, a professor, who, as Mr. Liptzin rightly remarks, cannot know everything in various related fields, would be forced either to become deeply involved in the research of his candidates or to limit himself to a domain which he can thoroughly overlook. I should therefore not think it advisable to adopt a more general mode of reviewing books such that prospective scholars might not be too quickly discouraged. Those who can be discouraged are no scholars. Nor do I hold that the reviewer need necessarily serve as an intermediary between a book and a vaguely informed public, that would be satisfied with a more general introduction and appreciation. The reviewer's foremost duty, toward scholarship at least, lies in a careful examination of the sources and a good knowledge of concrete detail. Even though the result may not mean much to those but generally interested in the subject, rigidity as to correctness seems to me the most useful procedure, especially in our historical disciplines, as these have always suffered from our uncritical acceptance of previous investigation, if not from our foolish trust in dialectics and unwise generalisations by supposed specialists. No doubt, the honest reviewer will appraise new methods and results, if there are any; but he ought, at the same time, to point out distortions and errors in fact or interpretation. While the casual reader of a review may want to dispense with all "positivism", the scholar must realize that a sound factual review may even save a weak book by grafting on it such information as is apt to further our knowledge and understanding. Informatory reviews have their place, so do critical reviews. And let us not forget that this method of reviewing implies a distinct flattery to an author! If he is not able to stand criticism, he should not yet go before the public. But if he has ventured forth too soon, he and his discipline will best improve by criticism, not by indulgence. Let us therefore not become too sensitive and too soft-spoken! Let us also remember that a published book is no longer the author's but the public's; let us treat it as if it expected to be taken as a mature contribution. Only thus can a historical discipline, which has to rely constantly on the authority of trustworthy research, advance beyond the sphere of opalescent opinions and empty words. I am confident that Dr. Liedtke himself had rather see the issue in this light, and I am convinced that he will not be discouraged. But I likewise hope that before long our administrators will grow in wisdom and judge us by the quality, not the number of our publications. Until *they* have learned, we must have the courage and wisdom not to publish, until we can no longer resist the "creative" urge.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

**Expressionism in German Life, Literature and the Theatre (1910-1924),
Studies by Richard Samuel and R. Hinton Thomas, Heffer & Sons Ltd., Cambridge, England, 1939, Preis 10/6.**

Der Expressionismus ist eine jener Erscheinungen der deutschen Literatur, die sich jeder Definition hartnäckig entziehen. Dieselbe Unsicherheit, die seit je um die Romantikforschung gelegen hat, scheint auch das Schicksal des Expressionismus werden zu sollen. Immerhin wäre dies nicht die einzige Eigenschaft, die die beiden Bewegungen gemeinsam haben.

Der Fall „Expressionismus“ liegt eher noch komplizierter, denn in der Romanistik sind wenigstens die Ursprünge einigermaßen eindeutig und überschaubar, und wenn man von diesen Ursprüngen ausgeht, so muß man zugeben, daß ihre Weiterentwicklung in gerader Linie vor sich geht – selbst wenn diese gerade Linie ins absolute Dunkel führt. Der Expressionismus aber konfrontiert den Darsteller mit einem heillosen Wirrsal, das jeder einheitlichen Grundlage zu entbehren scheint. Eine unerquickliche und undankbare Aufgabe.

Diese Schwierigkeiten haben ihren Grund darin, daß der Expressionismus nicht eine Kunsteriode im gewöhnlichen Sinne ist, sondern vielmehr eine Übergangsscheinung, ein „Umbruch“, in den das gesamte Geistesgut der Zeit hineingezogen war. Der Expressionismus war der im Geistigen vorausgenommene Weltkrieg und die in ihm verschlungene Revolutionsbewegung, und er mußte, wie diese, notwendig im Chaos enden. Er war der vollendetste Ausdruck der Platzangst, die die europäische Zivilisationskrise hervorgebracht hatte. Genau so wenig, wie Kriege wirkliche Lösungen bringen können, war dem expressionistischen Geisteskampf (um nicht zu sagen: Geisteskrampf) die Lösung der von ihm hysterisch aufgeworfenen Probleme möglich.

Der Expressionismus war also eine Revolution, die vielleicht eine neue Weltperiode einleiten kann, selbst aber noch keine Periode ist. Wir müssen folgerichtig schliessen, daß die Ergebnisse des Expressionismus deswegen noch bevorstehen. Manche Anzeichen scheinen tatsächlich auf die Wiederaufnahme und

Zuendeführung der expressionistischen Kunstrevolution hinzuweisen. Eines der aufschlußreichsten Kapitel in Samuels und Thomas' Buch (*The decline and aftermath of expressionism*) beschäftigt sich andeutungsweise mit dieser Frage. Es weist außerdem auf die Parallelscheinungen in Frankreich und England hin (Surrealismus), ohne aber die Verbindung in all diesen Ländern mit der Gesellschaftskrise Europas zu sehen. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß anscheinend nur europäische Länder eine expressionistisch-surrealistische Kunstschrüttung gekannt haben. Spätere Generationen werden über diesen Fragenkomplex weitere Aussagen machen können.

Niemand ist sich über diesen ganzen Sachverhalt klarer gewesen als die Expressionisten selbst. Die vielen Gruppen, Zirkel und Cliques, Freundschaften und Feindschaften sind ein unmittelbares Anzeichen dafür, daß wir es hier tatsächlich nicht mit einer einheitlichen Bewegung zu tun haben.

Vor einigen Jahren habe ich versucht, die Doppelgesichtigkeit des Expressionismus als ein Zusammenwirken romantisch-emotionaler und aufklärerisch-rationaler Strömungen zu deuten.¹ Eine solche Entwirrung der Fäden kann natürlich nicht restlos gelingen, sie kann höchstens auf die wichtigsten Komponenten hinweisen. Obgleich R. Samuel und R. H. Thomas den Expressionismus als eine einheitliche Bewegung begreifen möchten, kommen sie doch um diese (oder eine ähnliche) Zweiteilung nicht herum. (z. B. pp. 130 und 161). Es ist dabei müssig, sich mit den Verfassern über die Zuteilung oder gar Wertung des einen oder andern Vertreters zu streiten. Mir scheint nur, daß die Bedeutung R. J. Sorges von ihnen erheblich überschätzt worden ist. Ebenso verhält es sich mit verschiedenen untergeordneten Einzelproblemen: sie ändern am Gesamtbild nichts oder nur wenig. Dagegen gibt es andere Fragen, die die Deutung entschieden bestimmen, wie z. B. die nach der Rolle, welche die Groteske und der Humor gespielt haben. Beide treten im Expressionismus wesentlich erst gegen das Ende hin auf und be-

¹ „Expressionismus und Aktivismus, eine typologische Untersuchung“, Bern 1935.

deuten eine Rückkehr aus der religiösen in die — sagen wir: politische Wirklichkeit, das Sich-überschlagen der revolutionären Bewegung. Namen wie die Mynonas und Alfred Lichtensteins kommen aber im Index des vorliegenden Buches nicht einmal vor!

Weiter: die Anfänge des Expressionismus reichen fraglos über das von den Verfassern gesetzte Anfangsdatum zurück. Als eine Anregung zu weiteren Diskussionen möchte ich vorschlagen, den Expressionismus in zwei Generationen zu scheiden, ähnlich wie wir von zwei Schulen in der Romantik zu sprechen gewohnt sind. Das Verhältnis der beiden Generationen zueinander wäre allerdings umgekehrt von dem der romantischen: die erste Generation sähe den religiösen Aufbruch des Individuums, während die zweite die Umwertung ins Rationale, Irrdische, ja Politische bedeutete.

Samuels und Thomas' Buch ist im übrigen eine sehr aufschlußreiche und anregende Zusammenfassung des augenblicklichen Standes der Expressionismus-Diskussion. Es ist fraglos die beste Darstellung in englischer Sprache. Geschickt haben sie es verstanden, die Nachteile einer geteilten Autorschaft zu überbrücken. Das Buch gehört, als einer der wichtigsten Beiträge zum Problem der modernen deutschen Dichtung (und Kultur!), in jede erstklassige Bibliothek.

—Wolfgang Paulsen
Southwestern, Memphis.

Der Sand läuft falsch im Stundenglas,
Fred Hildebrandt. Edited by Frederick Betz. American Book Co. 1937.

Der Sand läuft falsch im Stundenglas presents rather novel material for German texts in America. The editor states in his preface: "The author succeeds most ingeniously in bringing the past before the eyes of the modern reader, not by writing an historical novel, but by bringing men and women of our own time face to face with persons and events of the past." From Hildebrandt's unique book the editor has taken a few of the most striking episodes, including a scene from the World War, a visit to Johann Sebastian Bach, an audience with Frederick the Great at Sanssouci, a conversation with Goethe in the park at Weimar, and a visit to Luther while a prisoner at the Wartburg. The selections provide enjoyable reading while offering something of cultural interest. A marginal vocabulary supplements the alpha-

betical listing. A set of German questions based on each chapter, as well as a comprehensive list of idioms have been included. Eight full-page illustrations also add to the appeal. The German itself should not cause any difficulties. The text is printed in Roman type. While this procedure may enable the student to read more rapidly in the beginning, Antiqua should not be used categorically on that ground to replace the Fraktur, which is more generally used in modern German fiction than the editor has conceded.

—Walter J. Mueller

Cornell University.

Großdeutschland in Bild und Karte.

194 Abbildungen und 111 Karten. F. A. Brockhaus. Leipzig. 1939. RM 5.00.

Dieser Atlas bietet eine willkommene Ergänzung zu dem *Buch vom deutschen Volkstum* in demselben Verlag und zu *Westermanns Deutschem Reichsatlas*. Allerdings haben die kriegerischen Ereignisse in Polen bereits die statistischen Angaben über Größe, Grenzen, Bevölkerung und Nachbarn Großdeutschlands wertlos gemacht. Eine Reihe von Bildern und die meisten Spezialkarten stimmen mit denen im *Buch vom deutschen Volkstum* überein. Die Landkarten sind übersichtlich und in Farbendruck gehalten. Ein ausführliches Verzeichnis aller geographischen Namen am Schluß erleichtert den Gebrauch des Bändchens. Leider stimmen die statistischen Tabellen über Bevölkerungsdichte, Berufsgliederung und Großstädte schon nicht mehr überein mit den Ergebnissen der Volkszählung vom 17. Mai 1939. Nach vorläufigen Berichten des Statistischen Reichsamts wurden in Berlin 4 332 000 Einwohner gezählt (gegenüber 4 299 000 in der Tabelle dieses Buches), während Wien nur 1 918 000 Einwohner hatte (gegenüber 2 087 000 im Buch). Nicht genannt unter den Großstädten (über 100 000 Einwohner) sind die neuen: Potsdam und Wilhelmshaven. Mit den vier Großstädten im neuen Protektorat Böhmen und Mähren hat Großdeutschland jetzt 65 Großstädte. Trotz des weiteren Anwachsens der Großstadtbevölkerung hat sich das Verhältnis der Bewohner zu der Landbevölkerung und den Bewohnern in Klein- und Mittelstädten nicht geändert (30% wie im Jahre 1933). Im Wettstreit um die vierte Stelle in der Reihe der Großstädte hat München offenbar den Sieg davongetragen mit 828 000 Einwohnern (760 000 nach den überholten Angaben des At-

las, und Köln ist mit 786 000 Einwohnern weit hinter der „Stadt der Bewegung“ zurückgeblieben. Nach der Einverleibung Österreichs ist nunmehr der Großglockner in den Hohen Tauern Deutschlands höchster Berg (3798m), und die Zugspitze steht erst an zehnter Stelle. Unter den Kanälen steht der wirtschaftlich wichtige Mittellandkanal, von denen die meisten unserer Karten in den Textbüchern nichts wissen, mit seinen 624km an erster Stelle. Wenn man von solchen Phantasieproduktien wie der Karte der „Rassen im deutschen Volksgebiet“ absieht, so ist das Bändchen als Ergänzung zu den beiden oben genannten für den Unterricht sehr brauchbar. Neue Werke dieser Art dürften nicht gedruckt werden, bevor eine Entscheidung über die neue Ordnung in Mitteleuropa gefallen ist.

—Werner Neuse

Middlebury College.

Der Schatz im Morgenbrotstal,

Paul Ernst, ed. Eisenbrown, D. C. Heath, 1938, 134 pp., \$1.00.

Der Schatz im Morgenbrotstal is an exciting story of the Thirty Years' War. It has somewhat the same fascination as Stevenson's "Treasure Island", for here, too, the hero Hermann gets the buried gold rather than the soldier adventurers who return for it, only to find the cache empty. But Ernst's story is also more realistic than Stevenson's, for it has the other phase of Hermann's reconstruction work amidst the ruins of a war-devastated farm. His ingenious use of every implement, traps and ax, to draw subsistence from nothing has the eternal interest of "Robinson Crusoe". True, this is a wilderness made by man, and students must see in it also what the Thirty Years' War meant to Germany.

The tense excitement and adventure of the story are accompanied, though, by excessive brutality. On the very first page a man is cruelly knifed without reason. Life and property are suddenly and bloodily destroyed. And, in accord with Ernst's policy of pure narration, no psychological motivation mitigates the suddenness of events. Perhaps, by reason of this character simplification, the book must be rated as a pure adventure story with cultural interest only because of its setting, the Thirty Years' War.

The simplicity of pure narration means, however, also a compressed, swift-moving style, simple in its short sentences, well-

suited for second-year comprehension. A further advantage: the notes are printed on the reading page. No space is wasted on exercises.

If "Der Schatz im Morgenbrotstal" is perhaps brutal, it is also a manly, exciting tale of the struggle for existence at the close of the Thirty Years' War.

—M. F. Lawson

Oberlin College.

Elementary German.

By George M. Howe, Harvard University, Harper Brothers, N.Y. 1937, 164 pages.

The reviewer finds himself in the unhappy position of an unorthodox pedagogue who is asked to give his opinion of a super-orthodox textbook. This book is intended to be completed in from one to two months, at the beginning of a first-semester course before the reading of simple, connected texts is begun. It contains no connected texts. Each lesson consists of a formal grammar section, vocabulary, a section on cognates, German questions-and-answers, and English-German translation. The total vocabulary amounts to fewer than 400 words.

The usual *Introduction* on pronunciation and orthography contains a section on "Letters that look alike". The reviewer has never used this part of any textbook. He finds that a large amount of reading-in-concert at the beginning of the course is much more effective and obviates practically all difficulties that students have with the alphabet.

The vocabulary and style sentences in the book are rather more than usually wooden. The sections on cognates give one a "brittle" feeling. They contain much quaint information: nehmen-nimble; Kopf-cup-coop-cupola; steigen-stile-sty (in pig-sty and on the eye). Years ago, at Harvard, the use of cognates was stressed. Your reviewer's students translated: "Der Schlaf ist der Bruder des Todes" — "The slave is the brother of the toad." This raised permanent doubts concerning the pedagogical value of this device.

On the one hand Professor Howe's book contains far more detailed grammatical information than should confront the beginner. Is the student really expected to keep "on ice" subjunctive forms such as: 'glömme', 'klöbe', 'köre', 'mölke', 'schröbe', and 'wöbe' until he meets them, if he ever does? And does

he really need to know the German plural of 'July'? On the other hand the book contains that most annoying innovation (or is it the resurgence of an old habit?) of giving the principal parts of verbs after the manner of 'steigen — stieg — *ist* gestiegen' instead of teaching the student that eminently simple rule-of-thumb concerning the use of 'sein' as an auxiliary. Later when the student meets transitive compounds of such verbs he has to be told that he is out of the baby-talk stage of the course. This reviewer is violently opposed in principle to putting into beginners' books information concerning the German language which is true only of the language of beginners' books.

This brief but complete grammar contains also a complete 'grammar in Brief', a synopsis of some 30 pages.

—William Kurath

Univ. of Arizona, Tucson.

Geschichten um Bübchen.

Rudolf Presber. Editor Frederick Betz, American Book Company, 1936.

The happily cheerful tone in this collection of ten stories from "Geschichten um Bübchen" reflects the author's genial amused outlook on life. The nature of Rudolf Presber is well disclosed in the "Spruch" contained in his preface to this first American edition of one of his books.

"Freu Dich am Licht, eh' der Tag Dir erleicht

Fröhlicher Weisheit Verkünder —
Heiliger ist das Weinen vielleicht —
Aber das Lachen gesünder!"

With interest thus stimulated, the reader goes from the preface to the delightful stories that deal with every-day occurrences in German family life. And since family life is similar the world over — misunderstandings, impatience, confusion, contentment, loyalty, good fun — one delights in finding the German people not unlike his next-door neighbors. Naturally the cultural content pertains to social usages and customs. The vocabulary is practical and useful.

Although simple in theme and light in mood, the stories are of sufficient difficulty to challenge the second year college student. Nowhere in the text has literary effect been sacrificed for simplicity. In addition, the mechanical features of the book deserve comment. At-

tractive chapter headings introduce each new selection. Unit divisions within the chapter facilitate classroom procedure and the advantageous use of the exercises at the close of the selections. Undoubtedly the editor feels that the word formation drill here included provides for adequate vocabulary learning. It is an admirable feature; the words are listed in groups, a device which gives a ready understanding of the principles of word building. But it is regrettable that a text of such quality is accompanied by the marginal vocabulary. With the meanings of words in sight, the student rarely attempts recall or mastery of them and for that reason, is handicapped when he tries other reading. Questions, idioms, and general vocabulary in addition to the drill account for the last fifty-seven pages of the book. The questions are predominantly the "was" type and could be more thought-provoking both in kind and in arrangement.

On the whole "Geschichten um Bübchen" is a fine example of modern humorous writing and will bring the student enlivened interest and true enjoyment in his language work.

—Virginia Stockhausen

Oberlin College.

Pocket Dictionary of the German and English Languages,
by K. Wichmann. New York: E. P. Dutton & Co. Published for The Thrift Press 1938. Pp. X + 448.

This is the German-English part of the Wichmann German and English dictionary which Routledge (London) and Dutton have been publishing since February 1932. Such a good book ought not to have need of even such slight concealment of antecedents.

It is printed throughout in Latin type: boldface for headwords, italics for other German, lightface for the English and the grammatical abbreviations. Only the nouns are capitalized among the headwords. The arrangement is strictly alphabetical: compounds and derivatives do not elude the searcher. These and almost all other mechanical details are excellent. But why can't the dictionary-makers learn to put strong-verb forms in the dictionary entries instead of in a table?

Though on a larger scale than the common dollar dictionaries it cannot compete with e.g. Cassell's in completeness.

But its space is well used. The rather summary definitions seldom omit any essential and at least they never waste space with superfluous English synonyms. Their conciseness and idiomatic neatness often make them more useful than the definitions of larger dictionaries. The commoner words have a few good phrases each, uniformly well translated.

But the book loses a great deal of usefulness to us by being adjusted to a German viewpoint, as when nuances are ticketed with German, not English, synonyms — a point which makes us suspect that the needs of the German user are better taken care of throughout than ours are.

Unfortunately, the appropriate prepositions are not mentioned, unless as it were accidentally in a phrase, such as *er läßt immer auf sich warten*. They are neglected too much elsewhere: at least a dictionary ought to take care of them, — they need so little space.

—Martin Joos

University of Toronto.

Das amerikanische Abenteuer,
Wolfgang Langewiesche, ed. Bradley,
Prentice Hall, 1937, \$1.45.

Wolfgang Langewiesche saw America as a German student at Columbia University. He wrote *Das amerikanische Abenteuer* to recapture his American experience primarily for German readers. However, American students will seize upon this experience and language so close to their own. Not that they cannot learn much about Germany here. What seems novel and needful of explanation to this German emphasizes striking differences in the two cultures.

However, some of the America Langewiesche saw, such as life on a ranch, may be unfamiliar in its details even to Americans; certainly the scope of vocabulary necessary for its technicalities is too great. The book, too, repeats transcontinental crossings without a cent; it could well omit passages from the last ride smuggled on freight trains, if only to avoid monotony. But its greatest disadvantage are its many americanisms. To preserve atmosphere for German readers,

Langewiesche uses the word "job", despite the existence of German "Stelle", or he Germanizes the American with "flach gebrochen" or "Hintergrund" or "kontakte". True, he translates each American expression on its first appearance with a German paraphrase, but, to preserve atmosphere, he then continues with the American throughout. His German, too, is bright with slang, but the vocabulary should inform the American beginner that "anquasseln", for example, is colloquial. There are no notes; yet, "Kamel", which Langewiesche took personally when, on landing, he found it shrieked at him from every signboard, fails as a joke without an explanatory note.

But, if one ignores the chief disadvantage of the many americanisms, this is a text unique in its lively, interesting subject matter written in a modern, structurally simple style.

Oberlin College.

—M. F. Lawson

Das tickende Teufelsherz,
von Franz Bauer. Eine Erzählung um
Peter Henlein. Einband und Innenbilder
von Margret Wolfinger. D. Gundert Ver-
lag, Stuttgart 118 Seiten. 34 Bilder.

Alle Jungen und Mädel müßten sich über diese reizende Erzählung aus dem Mittelalter freuen. Die alte Stadt Nürnberg ersteht wieder vor unseren Augen, und der Geist von Dürer und Vischer, von Sachs und Adam Kraft schwebt über dem Leben Peter Henleins, des Schlossermeisters. Wie er mit Weib und Sohn unter dem erdrückenden Dach der alten Stiefmutter leidet, wie ihm so von ungefähr die Idee einer tragbaren Uhr einfällt, und wie diese Idee trotz vieler Hindernisse endlich verwirklicht wird — dies alles wird mit Wärme geschildert und sollte allen jungen Menschen gefallen. Die Aufmachung des Büchleins ist recht künstlerisch, und die Zeichnungen tragen viel zur Verschönerung des Werkes bei. Schade, daß diese Erzählung nicht als Schultext erschienen ist, da sie inhaltlich gewiß Lehrern und Studenten zusagen müßte.

—Frieda A. Voigt

Univ. of Wis. Ext. Div., Milwaukee.

TABLE OF CONTENTS

Volume XXXII

October, 1940

Number 6

Prähistorische Rassenkunde und germanische Religionsgeschichte / Ernst A. Philippson	241
The Function of the Writer. A Study of the Literary Theory of Carossa, Grimm and Kolbenheyer / John R. Frey	266
Enter Author: Erlebte Rede in the Work of Karl Heinrich Waggerl / M. F. Lawson	279
Goethes „Faust“ als kunstpädagogische Aufgabe / Erich Funke	289
Reviewing a Review / Sol Liptzin	296
Answer to “Reviewing a Review” / Heinrich Meyer	297

OUR CONTRIBUTORS

ERNST A. PHILIPPSON: (Ph. D. University of Cologne, 1922) Prussian State Examination 1924. Privatdozent in English Philology, University of Cologne, 1928-1937. Lecturer in German, University of Wisconsin, 1928-29; Ohio State University, 1931-33. Assistant Professor of German, University of Michigan, since 1935.

JOHN R. FREY: (Ph. D. Northwestern University, 1937). Instructor, 1937-38, Miami University, Oxford, Ohio, now associate at the University of Illinois.

MARJORIE F. LAWSON: (Dr. Phil., University of Bonn, 1934). Instructor, St. Xavier College, Chicago, 1935-36, Instructor Swarthmore College, 1936-38, Instructor, Oberlin College, 1938-39, Assistant Professor since 1939.

ERICH FUNKE: (Ph. D., Halle, 1921). Studienrat, Helene-Lange-Schule, Halle, 1927-31; assistant in Institut für Sprechkunde in the University of Halle and lecturer in Sprechkunde of Pädagogisches Bezirks Seminar, 1928-31. Since 1931 in State University of Iowa as Professor and Head of Department of German.

SOL LIPTZIN: (Ph. D. Columbia, 1924). Associate Professor, College of the City of New York, since 1920.

HEINRICH MEYER: (Ph. D. Freiburg i. Brsg. 1927). Instructor in German, The Rice Institute, since 1930.